

www.e-rara.ch

Die Gegenwart

Brockhaus, F. A

Leipzig, 1848-1856

ETH-Bibliothek Zürich

Shelf Mark: Rar 40499

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-91792>

Das innere Afrika [...].

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

wurden. Jährlich sollte darunter die Besoldung des herzoglichen Consistoriums 9500 Thaler, die Verwendung für obere Bildungsanstalten 24556 Thaler, für Gymnasien 21000 Thaler, für Seminarier und niedere Stadtschulen 13952 Thaler, für Landschulen 5220 Thaler betragen. Als Landesuniversität dient dem Herzogthum Braunschweig die Georgia Augusta in Göttingen.

Das innere Afrika

vom Standpunkte der gegenwärtigen Forschung.

Einleitendes.

Die Lehre duldet, wie die Natur, keine Leere. Wenn wir bisher von Afrika, das von unserm Europa nur durch ein schmales, nun auch von der Bligpost überbrücktes Binnenmeer geschieden ist, nur die Küstenländer, die Ränder näher kannten, während das Innere eine geheimnißvolle Finsterniß umlagerte, sodaß wahrlich die Gebirge des Mondes erreichbarer schienen als das hohe Mondgebirge, welches die Mitte des Continents krönen soll: so hat man doch neuerdings die unzähligen und unsaglichen Schwierigkeiten, die sich der Bereisung Afrikas entgegensetzen, zu überwinden gewußt, und ist von mehreren Seiten her so tief in das Innere eingedrungen, daß wenigstens die allgemeinen geographischen Umrisse des Landes hervortreten anfangen. Dabei hat sich denn auch herausgestellt, daß der Erdtheil keineswegs so kahl und baar ist, wie unser Wissen war, sondern daß sein breiter Rücken manches Indien trägt, dessen jungfräulicher Boden den unternehmenden Sohn Europas einladet, seine Schätze zu heben.

Afrika zeichnet sich vor allem durch das Regelmäßige, Gleichförmige und Einförmige seiner Bildung aus. Zu beiden Seiten des Äquators erstreckt es sich gleichmäßig bis etwas über den 30.° der nördlichen und südlichen Breite: es ist das einzige eigentliche äquatorische Continentalland und der größte Wärmeentwickler der Erdoberfläche. Der nördliche, weit vorgebogene Theil ist doppelt so groß als der südliche; die Gesamtmasse des Continents aber ist der Masse der beiden andern südlichen Continente gleich — Nordafrika der Masse Südamerikas, und Südafrika der Australiens. Die afrikanische Westküste ist der gegenüberliegenden Südamerikas regelmäßig parallel geschnitten, indem der nördliche vorgebogene Theil Afrikas in den Golf von Mexico und ebenso der vorgebogene Theil von Südamerika in die Bucht von Biafra hineinpast. Diese gewundene Form der beiden südlichen Continente bedingt die Entstehung der eigenthümlichen Schlingungen der atlantischen Océanströmung, welche von so unermeßlichem Einfluß auf Europa sind. Die als Agulhasstrom am Cap der guten Hoffnung in den Atlantischen Océan eintretende Strömung folgt der Küste von Südafrika bis zur Bucht von Biafra, wo sie umgebogen wird. Es ist aber diese Umbiegung eine doppelte, indem die Strömung im Océan selbst zwischen dem 28. und 30.° westlicher Länge, wo sie nämlich mit der kältern nordäquatorischen Strömung zusammentrifft, einen Arm rückwärts abbiegt, welcher zwischen den beiden westlichen Strömungen, der nordäquatorischen und der südäquatorischen, nach Osten zurückzieht und, nachdem er den innern Theil des Golfs von Guinea bis zur Bucht von Biafra durchlaufen, sich mit der Hauptströmung wieder verbindet. Der Golf von Guinea ist der Kessel, in dem die Wässer, unter dem Glutgebläse der dortigen Atmo-

sphäre im Doppelkreise herumgeleitet, gleichsam versotten werden. Es beginnt damit jene Versalzung und Verdichtung, durch welche sich fortan das Strömungswasser wesentlich verändert zeigt. Die südäquatorische Strömung zieht nun langsam nordwestlich über den Ozean, vom Cap St.-Roque aus der Nordküste von Südamerika folgend, und tritt dann in das Karaische Meer ein. Ohne diese warme Einstromung würden die südlichen Lande der Vereinigten Staaten wol schwerlich ihre Baumwolle und andere tropischen Erzeugnisse besigen. Das Wasser wird im Karaischen Meere in einem zweiten Kessel herumgeleitet, und erlangt dadurch wieder jene Verdichtung, welche eine der Hauptursachen der reisenden Schnelligkeit des Golfstroms ausmacht. Durch diese Verdichtung mittels Versalzung geschieht es, wenigstens zum großen Theile, daß das wieder ins Gleichgewicht strebende Wasser mit solcher Heftigkeit in der Richtung der viel weniger gesalzenen Nordsee, der Ostsee und des Eismeers forteilt. Indem der Golfstrom sich durch die enge Pforte zwischen Florida und Cuba (den sogenannten Floridapass) hindurchzwängt, besitzt er eine solche Stärke, daß er, unvermischt mit der vom Eismeere her längs Labrador herunterkommenden kalten Strömung, der er vielmehr eine tiefe, senkrechte Wand entgegenstellt, mit einer Schnelligkeit von 120 geographischen Meilen den Tag und einem Temperaturunterschiede gegen das übrige Seewasser von 20—30° in der Mitte des Winters, und zwar eine ununterbrochene Strecke von 3000 Meilen, dabei noch obenein wegen Beschaffenheit des Grundes bergauffließend, fortzieht und, unterstützt von den darüber wegwehenden Westwinden, über ganz Westeuropa seine belebende Wärme verbreitet. So geschieht es, daß z. B. Leipzig unter derselben Isotherme mit Philadelphia liegt. Und so geschieht es überhaupt, daß Europa ein Wohnsitz für Celten und Germanen wurde, während sonst wol nur Eskimos darin haufen würden. Ja, bis über das Nordcap hinaus, bis ins Eismeer gehen jene gewaltigen Einwirkungen. Daß aber die atlantische Strömung jene geschlungene Richtung nimmt, und ihr Hauptarm nicht, wie im Stillen Ozean, einfach zwischen dem 30.° der nördlichen und der südlichen Breite seinen Kreislauf hält, dies entsteht zunächst aus der gebogenen, mit der Küste Südamerikas so höchst gleichförmigen Gestaltung der Küste Südafrikas. So bereitet Mutter Erde im fernen Süden die befruchtenden Kräfte für ihren Liebling, den Sohn Europas!

Von gleicher Regelmäßigkeit ist Afrikas innerer Bau. Es ist, im Ganzen genommen, ein Hochland, das aus einer Reihe von rings mit Gebirgsgrenzen umsäumten Becken besteht und nach dem Meere zu in zwei, drei oder vier verhältnißmäßig schmalen, je wieder mit einem Randgebirge besäumten Treppenstufen absteigt. Die Stelle, wo die Randgebirge auslaufen, ist gewöhnlich an der Küste durch das Eindringen des Meeres, durch eine Bai bezeichnet. Eine Region von elliptischer Form, deren Längendurchmesser der Äquator bildet, und die in der Mitte des Landes sich vom 10.° der nördlichen zum 10.° der südlichen Breite erstreckt, ist noch gänzlich unbekannt. Am weitesten vorgedrungen sind von Norden her die Expeditionen von Richardson, Barth, Overweg und Vogel, von Süden her die Expedition von Livingston.

Indem wir nun mit Rücksicht auf die neuesten Erforschungsexpeditionen das Innere von Afrika zum Gegenstande unserer Erörterung machen, verstehen wir unter dem Innern eben jenen breiten Landrücken im Gegensatz zu den Küstenstufen, die wir, als meist schon näher bekannt, ausschließen werden. Es wird ferner geeignet sein, Westafrika, d. h. die von einer von der Westküste von Tunis bis zur Bucht von Biafra gezogenen Linie westlichen Länder, sowie das Nilthal hier auszuschließen, und die über diese eigenthümlichen Länder gleichfalls in Aussicht stehende nähere Kunde abzuwarten. Nach dieser Begrenzung unserer Aufgabe haben wir also zu betrachten: in Nordafrika den östlichen Theil des Hochlandes oder die Sahara, und das Tiefland oder Sudan; in Südafrika aber das Orangebecken mit westlichem Abfalle, das Sambesebecken mit südöstlichem Abfalle, das Zairebecken mit nordwestlichem Abfalle und das Njassibecken mit nordöstlichem Abfalle.

Die Sahara.

Es ist der Nordrand des eigentlichen Körpers von Afrika, welcher sich im Atlas majestätisch bis zur Schneehöhe von 13000 Fuß erhebt. Der Atlas beschreibt einen der Küste parallelen elliptischen Bogen vom Atlantischen Ozean bis zum Süden von Tunis, wo das Auslaufen seines Hauptarmes durch das Eindringen des Meeres, die Kleine Syrte oder den Golf von Kabes bezeichnet wird; er entsendet jedoch eine der Küste von Tripolis parallele Fortsetzung, worauf sich der Endauslauf eines so großen Gebirges wie der Atlas auf eine entsprechende Weise durch die Große Syrte oder den Golf von Sydra bezeichnet. Der Atlas nebst Fortsetzung ist nun der Nordrand der westlichen Hälfte einer Zwischenterrasse von ungefähr 2° Breite. Eine andere Höhenreihe, vom Nilwalde abbiegend und mit der Küste und dem Atlas parallel bis zum Cap Bajador ziehend, bildet dann den Absatz des eigentlichen Hochlandes der Sahara.

Der Küstenraum von Tripolis ist im Ganzen eine mit Gestrüpp besetzte Steppe, besitzt aber stellenweise viel Korn- und Gartenland. In den Gärten von Tripolis gedeihen alle Früchte dieser Zone in größter Fülle und Vollkommenheit, wie Wein, Citronen, Orangen, Pistazien, Granatäpfel, Pfirsiche, Mandeln, Feigen, Johannisbrot, Oliven, Opium, Wateh, große vortreffliche Kartoffeln, mehlig Melonen, Wassermelonen.

Die tripolitaneische Fortsetzung des Atlas beginnt (unter 23° nördlicher Breite) 100 Meilen von der Küste und erstreckt sich, als Jefran, Gharian, Tarbonah und Mesellata, 150 Meilen weit von Westsüdwest nach Ostnordost. Es ist ein Wall von überall nackt zutage liegendem Kalkstein mit rauhem, gezacktem Kamm, und unzähligen tiefen Einschnitten und Schluchten, welche meist glänzende Gewässer und eine überaus frische Vegetation enthalten. Das Ghariangebirge enthält mehrere vulkanische Regel von beträchtlicher Höhe. Das Gebirge ist wahrscheinlich der ergiebigste Theil von Tripolis. Auf den Gipfeln der Felsen nesteln die Dörfer, während die Gründe in den Tiefen Kornfelder und reiche Anpflanzungen besitzen. Von den dem Gebirge anliegenden gleichnamigen Landschaften der Zwischenterrasse ist der Jefran eine steinige Wüste, erzeugt jedoch stellenweise Datteln, Feigen und Oliven, und hat viel Weideland. Dagegen sind die übrigen Landschaften reich an Humus und Vegetation. Gharian und Mesellata haben prachtwolle Olivenanpflanzungen und Safranfelder, und Tarbonah ist kornreich. Alle diese Landschaften waren, wie die Ruinen beweisen, zu Zeiten der Römer dicht bewohnt. Der Boden der Zwischenterrasse besteht aus Kalkstein, Mergel und Gyps und ist daher sehr trocken. Er wird, je weiter nach Süden, desto unfruchtbarer. Es findet sich dort überall Wasser im Untergrund; denn die Zwischenstufe unterscheidet sich dadurch vor allem von dem im Süden folgenden Hochlande, daß die Regen sich über ihre ganze Breite bis zu ihrer Südgrenze erstrecken. Doch ist es eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß während der letzten 40—50 Jahre der Regen auch in den Küstenstufen immer spärlicher geworden, sodaß der Wüstencharakter auch hier immer entschiedener hervortritt. Der Kornbau gerieth deshalb immer mehr in Verfall, die Dattel, welche auch in trockenen Jahren nicht versagt, ward immer mehr zur ausschließlichen Brotrucht.

Die Westküste der Großen Syrte ist dicht mit hohen Dünen besetzt, und längs derselben ziehen sich zwei, mehrere Meilen voneinander absteigende Hügelketten. Der Zwischenraum ist ein Felsboden, unterbrochen von eigenthümlich zersplitterten Aufsprüngen und von Niederungen, in denen sich die merkwürdigen Sebcha oder Salzlachen ansammeln. Diese Sebcha waren zu Strabo's Zeiten beträchtliche Seen, die nördlichste z. B. hatte 300 Stadien Länge und 70 Stadien Breite, und enthielt mehrere Inseln. Jetzt sind dieselben nur große, meist trockene Sümpfe, indem ihre Mündungen an der See verschlammt liegen und der Boden sich erhöht hat; nur zur Regenzeit sind sie auch jetzt noch Seen. Dieses Westufer ist ein todt's, ödes, höchst einörmiges Land ohne Vegetation und ohne frisches Wasser. Nur in großen Entfernungen finden sich Stellen mit höchst salzigem Wasser. Nichts Lebendiges

wird angetroffen, als etwa hier und da ein kleiner Vogel. Ein besserer Strich beginnt jedoch mit der schönen Ebene von Safran, wo die dortigen Beduinen zahlreiche Heerden von Kameelen, Schafen und Rindvieh besitzen und vortreffliche Milch- und Butterwirtschaft, sowie Acker-, namentlich Gerstenbau betreiben. Die große Bedeutung, die diese Stelle im Alterthume, als ein tief in das Innere des Continents hinein und hart an der Hauptstraße nach Sudan gelegener Hafenort hatte, zeigt sich an den vielen hier befindlichen Ruinen, besonders auch von Hafenbauten. Im Osten dieser Ebene liegt die große Sebcha-es-Sultan und die weidenreichen Landschaften Racine und Bu-Sada. Von Kasr-el-Metsch an ist das Land durchaus fruchtbar, hat vortreffliches Weide- und, sobald der Mensch nur will, vortreffliches Ackerland. Am innersten Endpunkte der Syrte erhebt sich sechs Meilen von der See der Dschebel Sinaub, besonders merkwürdig durch den dort von den Arabern in großer Menge gewonnenen Schwefel, wovon der gegenwärtige arabische Name des Golfes, Deschun-el-Rebrit, Schwefelgolf, herrührt. Auch findet sich dieses so werthvolle Mineral im Harutschgebirge, fünf bis sechs Tagereisen von Sukna. Es wird von den Engländern seit einiger Zeit beabsichtigt, eine Colonie von Maltesern in Safran anzulegen, um in Besitz des Schwefels zu gelangen. Gegenwärtig wird der Schwefel in Mirsa-Burecka, 28 Stunden von den Minen, verladen. Die Syrte ist rings von gewaltigen Dünenzügen umgeben, welche die See beinahe gänzlich vom Lande trennen. Am Südosten der Syrte liegt ein ungeheures Gewirre von Dünen, meilenweit ein Sandhügel dicht hinter dem andern. Ost ragen die Dünen über flaches Weideland der Küste in mächtiger imposanter Gestalt herein, umziehen es hier und da mit einer ganz steilen, weißen Sandwand, die es jeden Augenblick zu verschütten droht. Bemerkenswerth sind auch die Striche feinen Triebandes, die sich von der Syrte aus tief ins innere Land hineinziehen, namentlich zwischen Ain-Algan und Aregz und bei Albesco. Der Umkreis der Syrte beträgt 105 geographische Meilen. Die Beduinen, welche diese Küstenlandschaften der Syrte bewohnen, zählen an 60000 Zelte.

Die Zwischenterrasse scheint sich im Süden der Großen Syrte beträchtlich zu senken, und auch in ihrem weitem östlichen Theile nach dem Nilthale hin nur eine Höhe von 400 Fuß zu haben.

Im Norden dieses östlichen Theils der Zwischenterrasse erhebt sich, ins Mittelmeer vorgestreckt, gleichsam das gegenüberliegende Europa zum Verkehr einladend, die Barka, welche wir hier umfomehr in den Kreis unserer Uebersicht einschließen können, als sie keineswegs ein Küstenland in dem obigen Sinne des Worts, sondern ein hohes Stufenland ist, das die Terrassenbildung Afrikas wie im verkleinerten Maßstabe eigenthümlich darstellt. Gerade dieses herrliche, durch seine Vergangenheit so glorreiche Land ist für uns von Bedeutung, indem Deutschland, sollte sich der Unternehmungsggeist an dieser Küste entwickeln, ohne Zweifel hier an dem großen afrikanischen Verfehr praktisch theilnehmen könnte. Das Stufenland Barka besteht aus einem Küstensaum, der aus ziemlich beträchtlicher Breite bei Benghasi sich allmählig zusammenzieht und im Norden und Osten sehr schmal bleibt, aus einer Mittelstufe, die, auf gleiche Weise verlaufend, im Südwesten breit, im Norden und Osten schmal ist, von ungefähr 800 Fuß Höhe, und aus einem Hochplateau, das in den südlichen Theilen an 500 Fuß höher steigt, im Norden aber eine Höhe von 2000 Fuß erreicht, was die Höhe der Ghariangebirge im Westen der Großen Syrte wie die normale Höhe des Saharahochlandes ist. Die südlichen Theile des Landes sind nicht näher bekannt. Die weite Ebene von Benghasi (Berenice), schon von Herodot so hoch gepriesen, wo nach den Alten die Gärten der Hesperiden sich befanden, ist überaus fruchtbar und zu jeder Production fähig. Bengasi hat auch jetzt noch Ausfuhr von Rindvieh, Wolle, Fellen, Butter, Wachs. Die Viehzucht, die schon jetzt dem Lande so große Vortheile bringt, würde jedoch ganz andere Resultate haben, wenn man das verkommene kleine Vieh zu veredeln suchte. Der herrliche Hafen, von der Natur große Flotten zu fassen bestimmt, liegt jetzt fast verschlammmt. Wie

Großes ließ sich hier leisten! Daß die Alten die vielbesungenen Gärten der Hesperiden hierhersehten, ist ein klarer Beweis, welchen Anblick damals das Land bot. Im Norden der Ebene von Benghasi tritt der malerische Abhang der Mittelstufe zuerst bis auf drei geographische Meilen ans Meer heran; vor derselben steigen zahlreiche, wohlbewachsene Schluchten, Betten klarer Winterströme herab. Der Küstensaum hat anfänglich an der Meerseite wieder mehre im Sommer trockene Sebcha, am Fuße des Abhanges jedoch überall vortreffliches Weideland. Je weiter nach Nordosten, desto anmuthiger wird der Küstensaum: er zeigt nun viel fruchtbares Land auf mit reichlichem guten Wasser, aber alles unbaut. Von Tokra (Taucheira), zu Edrisi Zeiten eine volkreiche Stadt mit trefflich bewässerter und bebauter Umgegend, bis Tolemata (Ptolemais) ist der Weg höchst malerisch, und die Ebene, die hier bedeutend schmaler wird, größtentheils bebaut. Nun tritt aber auch der herrliche, reich mit Wald bekleidete, mannichfach geformte Bergabhang nahe genug, um die volle Wirkung seiner Schönheit über die Landschaft zu verbreiten. Derselbe entsendet kleine Bergströme, deren lieblich windende Betten Oleander und Jasmin bekränzt. Der schmale nördliche Küstensaum ist felsig und contrastirt schön mit den grünbelaubten Abhängen, von welchen reiche Quellen herabstürzen, und dem lieblich gestalteten obern Bergücken, welcher mit Wachholder, Cypressen, Lorber u. s. w. wild bewachsen ist. Im Osten besteht der Abhang aus überaus steilen Absäken und jähen Abfällen. Die Ebene des Küstensaums ist schmal, felsig und unangebaut. In dieser wüsten Gegend gewährt Derna, die jetzige Hauptstadt des Landes, mit seinen Palmenpflanzungen und Fruchtgärten, in denen auch die Banane trefflich reift, mit seinen von Weinpflanzungen umgebenen fünf Quartieren, von nackten Felshöhen nach Süden umschlossen, einen überraschenden Anblick. Ein klarer Strom, der im Winter ansehnliche Wasserfluten von den Bergen herabführt, durchfließt die Stadt, die außerdem zwei Quellen frischen Wassers hat. Die Stadt ist wegen der harten Bedrückungen und des schlechten Regiments der Türken sehr heruntergekommen.

Der südwestliche Anfang der Mittelstufe besteht, der Ebene von Benghasi im Küstensaume entsprechend, aus der weiten Ebene der alten Stadt Barka, welche die einheimische Hauptstadt und Nebenbuhlerin Cyrenes zur Zeit der Griechen war, und auch als große Handelsstadt während der Blütezeit des Islam im Mittelalter Geltung hatte. Diese schöne Ebene ist jetzt nur von tiefem Grase bedeckt und unangebaut. Der Boden der Mittelstufe erscheint weiterhin zwar stellenweise zerrissen, aber überall trefflich, oft üppig fruchtbar. An vielen Stellen ist der Boden moorgrundig, indem die Feuchtigkeit aus der höhern Ebene hier herabsickert. Das Korn reift hier beträchtliche Zeit nach der Ernte im Küstensaume, wie schon Herodot bemerkt. Es findet jedoch jetzt nur sehr wenig Anbau statt wegen der Verheerungen der räuberischen Bewohner der benachbarten Gebirgsschluchten, die von Zeit zu Zeit in diese Ebene herabsteigen und die Früchte des Fleißes der friedlichen Ebenenbewohner sich aneignen und ihre Heerden forttreiben. Die Ebene ist daher meist mit Gebüsch überwachsen. Die Beduinen versehen sich mit Wasser aus den sich ansammelnden Teichen, die jedoch im Sommer sehr zusammenschrumpfen. Die Abhänge des Saumgebirges der Hochebene mit hoch vorspringenden Kuppen und tief einschneidenden Schluchten sind dicht mit Wald bedeckt. Romantische Schluchten und Engpässe, mit schlanken Pinien bewachsen, führen ins Gebirge hinein.

Der nördliche Theil der Hochebene zeigt eine große Mannichfaltigkeit der Erdgestaltung und des Baumwuchses. Hohe und kleine Gebirgskämme wechseln ab mit Thalfenkungen, zum Theil wild buschig, zum Theil, wenn nicht gegenwärtig bebaut, doch die Spuren frühern Anbaus tragend. Der Bergkessel Sirch, an der Westkante dieses nördlichen Strichs, hat eine ansehnliche Weite mit reichstem Graswuchse und ist rings von malerischen Felswänden, von Fichten und anderm Baumwerk bewachsen, umzogen. In einer großen Grotte hat sich ein Bassin durch die Felsen hindurchsickernden und somit trefflich filtrirten Wassers gebildet. Die friedlichen Einwohner bebauen den reichen Boden und klettern in den benachbarten Thälern dem im Alter-

thume so berühmten Honig nach. Uadi-el-Aggar nennt sich ein weiter nordöstlich liegendes schmales, von steilen mächtigen Felswänden eingeschlossenes und von hohen schlanken Fichten überwachsenes Thal oder Schlucht. Am Abhang dieser hohen Felsen sind die zahlreichen Bienenzellen, wo der im Alterthume so berühmte Honig von Cyrene gewonnen wird. Weiterhin streckt sich ein Felsplateau, meist mit castellgekrönten Höhen, welche die herrlichste Aussicht gewähren, mit tiefen schauerlichen Schluchten, hier in eine fruchtbare Ebene abgeneigt, dort durchbrochen vom tiefen, mit reichem Grase bewachsenen Bette eines Baches, der nach Westen in eine waldige Thalschlucht hinabrieselt, durch welche sich das untere Plateau und der weite Spiegel des Meeres enthüllt. Endlich erreichen wir das glorreiche Min-esch-Schehad (die ewige Quelle), wie jetzt der Quell des Apoll und die umliegende Landschaft heißt, wo Cyrene, die königliche, lag; denn der Name Cyrene, selbst das mittelalterliche Grennah, ist jetzt vergessen. Cyrene lag, wie eine Citadelle, auf der Spitze des Hochplateau, das es von hier aus beherrschte. Eine zwischen zwei zu 2000 Fuß Höhe ansteigenden Kuppen, die sich nach Norden steil ins Tiefland herabsenken, im Westen und Süden von tiefen Schluchten begrenzt sind, befindliche Thalsenkung wurde vom alten Könige Battus zu jener herrlichen Straße benutzt, welche die Verbindung mit der durch wilde, schwierig zu passirende Schluchten und steile Abfälle getrennten Küste und dem Hafen herstellte. Weiter östlich von dieser berühmten Landschaft besteht der Saum des Hochplateau mehr aus nacktem Felsboden, hat jedoch viele von fettem Grasswuchs strogende, mit reichen Quellen versehene Thalschluchten. Die Kante des Plateau besteht hier aus einem rauh felsigen, mit Fichten und hier und da mit Eibäumen bestandenen Gebirgskamme.

Die heutige Bevölkerung der alten Landschaft Cyrenaika ist höchst spärlich und lebt in unglaublichem Elende in diesem, an jeder Art von Hüfsquellen so reichen Lande, das einst so große Völkerschaften, so viele große Städte und Ortschaften mit Leichtigkeit ernährte. Es fehlt dieser heutigen Bevölkerung an jeder Energie, um ihren Zustand zu verbessern: nur dem Raube unterzieht sie sich mit Ausdauer und Beharrlichkeit. Ganze Stämme im Gebirge bauen kein Korn, besitzen kein Vieh und leben ausschließlich von Begeleagerung. Die tripolitanische Regierung beschränkt sich im Grunde nur auf Erpressungen in Dernah und den andern Hafenorten; über den Küstensaum hinaus ist die Herrschaft rein nominell, und das räuberische Gesindel lebt eigentlich ganz herrenlos. Wird man dieses herrliche Land, diesen unschätzbaren Schlüssel zu einem ganzen Erdtheil immer in den Händen dieser Elenden lassen? Man sollte denken, mit nichten! Während andere Mächte sich um Indien im fernen Osten streiten, könnte hier insbesondere Deutschland den offenen Heerweg zu einem neuen Indien finden. Die cypressenbekränzte Cyrene, die sich, so dünkt uns, hier wieder erheben wird, ladet die junge deutsche Königin der Adria ein, hier ein neues, reges Güterleben zu erwecken.

Das Innere des Hochplateau, im Süden der alten Cyrenaika, ist unbekannt. Obgleich diese weiten Hochebenen einst ein vortreffliches Kornland bildeten, scheinen sie jetzt eine trübselige, nur selten von einem Strauch, noch seltener von einer krüppelhaften Akazie unterbrochene Ode zu sein. In dem bekannten, dem Meere nähern Striche ist bis zum schönen Golf von Bomba, der mehre sichere, besonders gegen Nordströme geschützte Häfen zu bieten scheint, nackter Felsboden, welcher aber schmale Einschnitte hat, die ihrerseits der vortrefflichsten Erzeugnisse fähig sind, besonders Feigen, Wein und Oliven. Diese eigenthümlichen Fruchtplätze, auf steinigem Boden in Krümmungen sich hinwindend, von vielen Brunnlein bewässert, mit Weinlauben grünend, gewähren liebliche Bilder in der Einöde und tragen alle Spuren früherer Cultur. Dann folgen wüste, jedoch mit Gras und Kraut, hier und da mit wenig leichtem Gebüsch besetzte Steppen bis Mirsa-Tobruk, wo die Gegend sich bessert, und mehre kleine, von Felshöhen eingeschlossene Thalsoffnungen, oft von großer Anmuth und Spuren frühern Anbaus und einstiger Bevölkerung tragend, weiterhin offene, ziemlich breite Thäler und weidenreiche Tristen vorkommen. Beim Akabah-el-Rebira, dem Großen

Katabathmos (καταβῆδος, d. i. Stieg, wie die Alten diese Stelle nannten), tritt endlich das Hochland unmittelbar ans Meer, und man verläßt die Barke schließlich, indem man durch diesen berühmten Treppenpaß in den östlich folgenden Küstenraum hinabsteigt.

Der weitere östliche Theil der Zwischenterrasse bis zum Niltale ist ein an 500 Fuß hohes, völlig flaches Plateau von Kalkstein, mit schieferigem Thon und Gyps in horizontaler Schichtung und tertiärer Formation. Der Boden besteht aus hartem, festem Fels, nur mit einer dünnen, eben die Fußspur aufnehmenden Sandlage bedeckt; in Schluchten dagegen liegt tiefer Sand. An vielen Stellen ist der Boden mit kleinen Chalcedonen von verschiedener, oft überraschender Färbung, oft in Karneol übergehend und Conchylienabdrücke enthaltend, überstreut. Wie beim Großen Katabathmos, so tritt das Plateau abermals beim Akabat-es-Sghira, dem Kleinen Katabathmos, als das sehr steile Flözkalkgebirge Oschebel-el-Matar durch den Küstenraum unmittelbar ans Meer vor, wodurch derselbe in zwei durch den erwähnten Engpaß verbundene Theile getrennt wird. Diese beiden Küstenräume enthalten fruchtbare, wasserhaltige Gegenden, sowie viele sehr zur Schafweide geeignete, grasreiche Striche.

Nach diesem Blicke über die nördlichen Küstenstufen betreten wir nun die Sahara, das Hochland von nacktem Gestein und Sand, welches sich zwischen dem 30. und 15.° in einer Breite von 200 geographischen Meilen über ganz Nordafrika vom Niltale an erstreckt, eine Landmasse, die den halben Flächeninhalt von ganz Europa und den doppelten des Mittelmeers einnimmt.

Die Sahara besteht in ihrer Hauptmasse aus Hamada, hohem Tafellande von völlig nacktem Gestein, und zwar in den nördlichen Theilen vorherrschend aus Sandstein, in dem südlichen aus Granit, ohne Brunnen oder Pflanzenwuchs, und nur stellenweise mit tiefem Sand bedeckt, dagegen häufig mit niedrigen Felsen dicht besetzt, gleichsam gepflastert. Wo die Hamada unterbrochen ist, liegen niedrigere wellenförmige Strecken festen Sandes. Dies sind die fürchterlichsten, unwegsamsten Stellen der Wüste, ein wildes Gewirre von oft 500 Fuß hohen, dicht aneinandergedrängten Hügeln feinen Flugsandes. Eine der auffallendsten und eigenthümlichsten Erscheinungen der Sahara ist die fortwährende Flugsandwanderung von Osten nach Westen über die ganze Länge der Sahara. Fortwährend wird die Sandoberfläche von Hügel zu Hügel getrieben, die Ostseite bloßgelegt, die Westseite überschüttet. Oft sieht man den Sand in massenhaften, hohen Dünen einherwandern, langsam vorwärtsrückend, während der Ostwind dem Reißenden einen feinen Sand ins Gesicht treibt, der jede Spur einer großen Kafilä (Karabane) sofort verweht. Nicht selten zieht der Sand in wolkenhohen, spiralförmigen Säulen einher. Gewaltige Sandstürme schweifen einher, bei denen ein so dichtes Sandgestöber die Luft erfüllt, daß sich die Sonne und Wolken ganz verdunkeln und man kaum einige Schritte weit vor sich her sehen kann, und welche oft so plötzlich und mit so furchtbarer Heftigkeit ausbrechen, daß ganze Kafilä davon dicht am Ziele der Reise überwältigt werden. Es ist als ob der Staub, der allem Lebendigen feind, hier im Siege seiner unbeschränkten Herrschaft ununterbrochene gewaltige Triumphzüge hielte. Die Libysche Wüste ist gleichsam die Quelle, die Westsahara der ausgebreitete untere Lauf dieses großen Sandstroms.

Da nun auf diese Weise die Sandoberfläche des Landes seit Jahrtausenden von Osten nach Westen fort und endlich in den Atlantischen Ocean hineingefegt wird, so fragt sich, wo all der Sand denn herkommt. Die Libysche Wüste kann ihn unmöglich für immer liefern; es wird der Sand vielmehr, wie auf der einen Seite in den Atlantischen Ocean hineingetrieben, so auf der andern vom Mittelmeere wieder zugeführt. Der Ocean strömt mit reißender Gewalt durch die Meerenge von Gibraltar in das Mittelmeer ein, worauf die Hauptströmung dieses Meeres längs der ganzen Nordküste von Afrika fortzieht. An der nordafrikanischen Küste ist die stärkste Flutströmung im Mittelmeere. Es herrschen an der Nordküste, besonders in deren östlicher Hälfte, lange anhaltende Nordwinde, die oft zu heftigen Stürmen werden und die See mit wüthender Gewalt gegen den Strand anpeitschen. Durch diese Nordwinde

werden bekanntlich die Nilüberschwenmungen so sehr unterstützt, indem die von Süden her anschwellenden Wässer zugleich von Norden her aufgestaut werden. Segelschiffe, die in die Große Syrta einlaufen, bleiben hier oft monatelang eingesperrt, durch den Nordwind am Wiederauslaufen gehindert. Die Brandung ist immer sehr heftig. Aus diesen Umständen ergibt sich, daß die stete Einwirkung der See ein stetes Aufwerfen und Ablagern von Sand an den flachen Ufern zur Folge hat, besonders da kein Fluß oder sonstiges Gewässer denselben wieder wegspült. Daher wächst denn die Küste immer mehr an. Noch zu Leo Africanus' Zeit war z. B. das Land im Süden der Stadt Tripolis öfters überschwemmt, was jetzt nie vorkommen kann, da es beträchtlich über dem Meere liegt. Ebenso standen die Sebcha, welche um die Große Syrta her liegen, früher mit dem Meere in Verbindung und waren daher wasserreiche, viele Inseln enthaltende Seen, während sie jetzt beträchtlich vom Meere getrennt und, außer in der Regenzeit, meist trocken sind. Besonders aber entstanden aus diesen Einwirkungen die gewaltigen Dünenreihen, welche an der östlichen Hälfte der Nordküste in großer Mächtigkeit abgelagert sind, sowie die langen Striche feinen Triebandes, die sich über flache Uferstellen bis weit in das Land hineinziehen. Hier haben wir also die Quellen des großen Sandstromes der Sahara. Der bei der außerordentlich großen Evaporation, die im Mittelmeere statthat und durch die allein sich die an beiden Enden vom Atlantischen Ocean und vom Schwarzen Meere herkommende Einstromung ausgleicht, schnell trocknende Meeresand wird von den heftigen Nordwinden in das Land hineingetrieben, bis er in der Libyschen Wüste in den Bereich des dort vorherrschenden Ostwindes kommt, und nun seinen großen Zug über die Sahara nimmt. Im Atlantischen Ocean angekommen, wo er über 100 Meilen breite weitgestreckte Sandbänke bildet, wird er an der dortigen Küste von der erst von Norden nach Süden, und dann vom Cap-Verde aus nach Westen kreisenden Meeresströmung weitergeführt. Es ist dieser stete, quer über die austrocknende Tafel der Sahara geleitete Meeresandstrom eine gewaltige Erscheinung, ein Vorgang von gewiß sehr vielfacher, weitgreifender Wirkung.

Neben dem Stein und Sand ist das Salz überall in der Sahara gegenwärtig. Der Boden ist überall stark mit Salz geschwängert, an vielen Stellen gibt es ausgedehnte Salzfelder und Sebcha oder Salzseen. Sehr viele Brunnen und Quellen sind bräsig (salzig). Kameel und Palme, diese beiden Träger und Vermittler der Saharacultur, lieben die salzhaltige Feuchtigkeit und gedeihen vortrefflich dabei.

Eine Haupteigenthümlichkeit der Sahara besteht in der Abwesenheit oder großen Seltenheit des Regens. Die Sahara bildet ein Hauptstück des regenlosen Gürtels, welcher sich rund um die Erde zieht und, nebst der Sahara, aus den Wüsten von Arabien, Persien, Beludschistan, dem Tafellande von Tibet und dem Tafellande von Mexico besteht. Doch bilden einige Striche in der südlichen Sahara, namentlich südlich vom 20°, welche vermöge ihrer großen Höhe die Sudanregen anziehen, z. B. das Gebirgsland Abier (Asben), hiervon eine Ausnahme und haben regelmäßige starke Regen.

Die Hamada hat in der Südsahara die größte Entwicklung in der Breite und Höhe. Die hohe Sandsteintafel, aus der sie größtentheils besteht, wird hier an mehreren Stellen von noch höhern Granitbergen durchbrochen. Die Westsahara hat im Norden einen Hamadadam von ungefähr acht Tagereisen Breite, das Asahuar, und im Süden einen solchen von 14—19 Tagereisen Breite, das Asahuad (die große wasserlose Wüste), während in der Mitte zwischen beiden Dämmen der Flugsandstrich hinläuft. Jene Hamada aber im Norden der Westsahara zieht in die mittlere Sahara, im Süden von Tripolis und der Großen Syrte. Ein Höhenzug, der sich im Südwesten von Audschelach erhebt, parallel mit dem Ostufer der Großen Syrte nach Fezzan hinunterzieht und auf dieser Strecke den Nordrand der Sahara bildet, stößt der Südostspitze der Großen Syrte gegenüber auf jene Hamada, welche von hier aus einen großen Bogen, parallel mit dem Westufer der Großen Syrte, dem Ghariangebirge und dem Atlas, beschreibt. Den Rand der Hamada an der äußern oder Nordseite bildet ein Gebirgszug, an der Stelle, wo der Höhenzug von Audschelach anstößt, der Schwarze Ha-

rutsch, weiter nordwestlich der Sudah oder das Schwarze Gebirge genannt. Es ist eine dreifache, an 25 Meilen breite Reihe von Bergen, aus gelbem, durch Eisen schwarz gefärbtem, in der Sonne stark ins Bläuliche schillerndem Sandstein mit niedrigen, stumpfen Kuppen und oval geschnittenen Querthälern. Besteht die Masse auch nicht, wie früher angenommen ward, aus Basalt, so gibt doch dieses breite, nächtlich gefärbte, nackte Felsengewirre einen würdigen Eingang ab zur Wüsteneinsamkeit. Die Hamada nebst Randgebirge bildet dann, wie bemerkt, den nördlichen Damm der Westsahara. Das Randgebirge führt am südwestlichen Ende des von ihm beschriebenen großen Bogens den Verbernamen Adarerin Uassel (das Eisengebirge).

Von Audschelah wenden sich die die Libysche Wüste im Norden begrenzenden Gebirgsketten gerade östlich zum Nilwalle, erst die Gerdobakette, ein Kalksteinsfölggebirge, das sich jählings aus der Ebene erhebt und aus völlig nacktem Fels besteht und überaus viele Fossilien enthält, von Audschelah bis Siwah, zehn Tagereisen weit; dann von Siwah aus bis zum Natronthale am Nilwalle die scharfgezackte, aber tafelförmige Megarrakette. Die geognostische Beschaffenheit der Libyschen Wüste und der südlich angrenzenden Sahara ist nicht näher bekannt.

Der Aufstieg des Landes von der Küste aus bis zum Süden der Sahara ist aus folgenden Beispielen ersichtlich: 1) Küstenfaum: Tripolis, Höhe 50 Fuß; Samis, 180 Fuß. 2) Zwischenstufe: a) Gebirgsfaum: Berg Tikut im Ghariangebirge 2800 Fuß, Toescheh 2212 Fuß; b) Ebene, bei Misda 1018 Fuß, bei Beniolid 1100, bei Sukna 1036 Fuß. 3) Sahara: Sudahgebirge, Gipfel bei Godfah im Süden von Sukna 2160 Fuß. Ferner Hamada im Süden von Sukna 1580 Fuß, zwischen Sebha und Rhodoo 1590 Fuß, bei Murzuk 1495 Fuß, Uadi-el-Hessi 696 Fuß, Sandstrecke zwischen El Hessi und Schiati 921 Fuß, Hamada zwischen Ghat und Ahier 4000 Fuß, Berg Dogem in Ahier 6000 Fuß.

Vertiefungen des Bodens, wo sich der Sand und das davon beschützte Wasser sammeln, wo sich daher Brunnen, Gras und Baummwuchs befinden, bilden die Uadi, schattige Ruheplätze für die Kafilas, und, wenn größer und daher bewohnt, an den Abhängen Feigen, Gerste und Weizen, an der Sohle Dattelpalmen und Oliven erzeugend. Es sind diese Uadi oder Dasen die Inseln im Wüstenmeere, die aber, umgekehrt zu den Inseln der Wasserwüste, aus Vertiefungen bestehen. Dieselben haben meist längliche Gestalt, und es liegen deren mehrere, parallel zueinander, beisammen. Die Hamada enthalten deren nur selten und unbedeutendere, wol aber befinden sich viele beträchtliche Uadi am Fuße der Abhänge, wo die Hamada in das niedrigere Sandland abfällt, indem aus dem höhern Grunde häufig Quellen herabstürzen.

Eine besonders große Anzahl von Uadi, doppelt wichtig durch ihre centrale Lage, enthält Fezzan, von dessen über so weite Wüsten ausgestreckten Landmassen diese bewohnbaren Stellen freilich einen nur gar unbeträchtlichen Theil bilden. Die meisten und größten Uadi liegen in der wellenförmigen Sandstrecke an der innern Seite des großen nach Nordwesten ziehenden Hamadabogens, von welchem, wie von einem Walle von tief blauschwarzer Farbe, sich große, senkrechte Bastionen in die Sandflächen hinausstrecken. Die bedeutendsten und fruchtbarsten unter diesen Uadi sind die Uadi Schergi und Uadi Gharbi, welche eine zusammenhängende große Uadi, auch wol El Uadi (Die Uadi) genannt, bilden. Sie erstrecken sich in westöstlicher Richtung und haben dabei nordsüdlich eine Breite von vier Meilen. Eine Reihe Palmbäume zieht sich längs des Nordrandes durch das ganze Thal hin, welches zahlreiche Quellen und zahlreiche Dörfer enthält. Alle Uadi besizen Gärten von Dattelpalmen, welche zugleich andern Obstkäumen Schutz geben, indem sie dieselben mit ihren langen Blättern überdecken, und erzeugen außerdem Feigen, Trauben, Aprikosen, Pfirsiche, Granatäpfel, Cornu, Melonen. Im Frühling wird Gerste und Weizen geerntet, im Herbst Gafuli (Mais), Gosub (Hirse), Durra (Holchus Sorghum). Die Arbeit der nothwendigen Bewässerung des Bodens, die zwei mal des Tages, Morgens und Abends, stattfindet, ist jedoch so groß, daß nirgends ein Gartenstück über einen halben Morgen

Umfang hat. Jede einzelne Kornähre wird sorgfältig durch Aufsetzen eines zierlichen Körbleins beschützt, so hoch werden hier der Ceres farge Gaben gehalten. Die Dattel ist die wichtigste Zuchtpflanze, das eigentliche Lebensmittel von Fezzan, das Holz davon das allgemeine Baumaterial und der gewöhnliche Brennstoff, die Frucht die gewöhnliche Nahrung der Menschen, Kameele, Pferde, Hunde. Selbst die Fruchtkerne werden, in Wasser erweicht, als Futter für das Vieh benutzt, denn das Gras ist höchst selten und auch Saffschah (*Melilotus*) nicht häufig. Die Dattelpalme wird 40—70 Fuß hoch, an 100 Jahre alt und wächst überall in der Uadi in wunderbarer Anzahl; 100 ausgewachsene Bäume geben jedoch nur 40 Centner Datteln. Die Datteln werden, wenn reif, gesammelt, in der Sonne getrocknet und, dann hart, im Sande begraben, wo sie sich acht Monate halten. Sie sind sehr erziehend und erzeugen Durst, weshalb man sich ihrer auf Reisen in der Wüste möglichst zu enthalten pflegt. Die beste Art die Datteln zu essen ist, sie zu Mehl zu zerstampfen, dann mit Gerstenmehl einen Teig daraus zu bereiten und so zu kochen. Der schöne Cornubaum (*Kurro*) erreicht in Fezzan seine Nordgrenze und eine Höhe von 80 Fuß. Die Gummiafaze belebt die steinigsten Seiten der Uadi. Der Gummi wird als Speise benutzt. In der Hamada werden Trona (Soda), Steinsalz, Alaun, Salpeter, Gyps gewonnen. In der Umgegend von Murzuk befinden sich ausgedehnte Salzfelder und mehre Salzseen. In letztern wird der Dub oder Fezzanwurm, eine merkwürdige Krabbe, die wie ein Goldfisch schillert, gefangen. Der Dub, mit Dattelteig gemischt und wie Salzhering schmeckend, ist eine Lieblingsspeise der Fezzaner.

Die bedeutendsten Städte von Fezzan sind Sukna und Murzuk. Sukna, in $29^{\circ} 4'$ nördlicher Breite und $16^{\circ} 18'$ westlicher Länge, liegt am Nordabhange des Sudahgebirges, halbwegs zwischen Murzuk und Tripolis. Die Uadi von Sukna, rings vom Gebirge umschlossen, besitzt 40 Brunnen, erzeugt feine Datteln und hat beträchtlichen Weizenbau und, außer Sukna, mehre kleine Ortschaften. Sukna ist eine ummauerte Stadt mit acht Thoren und zählt an 2500 Einwohner. Murzuk, die Hauptstadt von Fezzan, liegt in $25^{\circ} 55'$ nördlicher Breite und $14^{\circ} 10'$ westlicher Länge in einer kleinen Uadi auf der Hamada, 420 Meilen, 40 Tagereisen von Tripolis. Ein Wall mit sieben Thoren umgibt die Stadt. Derselbe, sowie die meisten Häuser sind von roher Erde, gemischt mit Steinsalz, was Bestand gibt, da es nie regnet. Das Castell ist 90 Fuß hoch und von großem Umfang. Murzuk hat 2800 Einwohner. Vom October bis Januar ist hier großer Sauk (Markt), wo dann die Karavananen von Sudan, Aegypten, Benghasi, Tripolis, Ghat und Tuat sich einfinden. Der Werth der jährlich umgesetzten Waaren beträgt an 60000 spanische Dollars. Dieselben bestehen hauptsächlich in Sklaven, Senna, Elfenbein, Baumwollzeugen, Ochsen- und Ziegenhäuten, Straußfedern, Tholuthgummi. Alle aus dem Innern nach Tripolis gehenden Waaren zahlen in Murzuk einen Zoll von 12%, ausgenommen Elfenbein, welches 3%, und Sklaven, welche 5% (ungefähr 3—4 Thaler) zahlen. Seit der Einführung der türkischen Herrschaft erfreut der Ort sich einer bessern Gesundheit, als früher der Fall war. Der britische Consul, Gagliussi, hat die Stadt sehr verschönert, namentlich durch Anlage einer Colonnade in der Hauptstraße, wo das Volk in kühlem Schatten einkaufen und sich ergehen kann. Auch sonst sind beträchtliche Verbesserungen gemacht worden, und der Ort verspricht Tripolis schnell zu überflügeln. Das Klima von Murzuk ist jedoch keineswegs angenehm. In einer kleinen tiefen Uadi gelegen, die, wenn es einmal recht regnete, sofort einen See bilden würde, hat es eine erdrückende Hitze und ist außerdem wegen der Salzseen ungesund, während die Nächte immer, auch in der Mitte des Sommers, sehr kalt sind.

Fezzan zerfällt in zehn Bezirke, nämlich: 1) El Hofrah mit der Hauptstadt, 2) Ghuduah, 3) Sebba mit zwei Dörfern, 4) Bouanies mit drei Dörfern, 5) Sukna mit der Stadt gleiches Namens und mehreren Dörfern, 6) Gharbi, 7) El Schati, 8) Scharki, 9) Scharkinah mit der alten Hauptstadt Suilah, 10) Ghatrun mit Tadscherbi, der südlichsten Stadt von Fezzan.

Die Fezzaner sind dunkelfarbig, mit hervorstehenden Backenknochen und gewölb-

ter Nase, offenbar eine Mischrace von Tibbu, Tuarik und Arabern. Das Westarabische ist die vorherrschende Sprache. Die Fezzaner erweisen sich als unternehmende Handelsleute und haben einen großen Theil des Expeditions Handels der Sahara in Händen. Allein die hohen Zölle und Taxen, die schweren Bedrückungen der türkisch-tripolitanischen Regierung versenken das etwa 54000 Seelen zählende Volk in immer größere Armuth. Als Tribut für den Sultan werden in Fezzan jährlich 659000 türkische Piafter (360000 Thaler) erhoben.

Schon im Alterthume erkannte man die große Bedeutung, welche die Ansammlung von Uadi gerade in der Mitte der Sahara habe. Die Uadi bilden hier die natürliche Stationenkette zur Vermittelung des Verkehrs mit Sudan, und gewähren den leichtesten und kürzesten Weg durch die Sahara, während die Routen durch die westlichen und östlichen Striche sehr gefährvoll und mühselig sind und bedeutende Bogen machen. Die Fezzaner sind die Phasantes des Plinius und die Garamanten des Herodot, welcher letztere Name sich noch in dem des Ortes Dscherma oder Germa (Garema) in der Uadi Gharbi erhalten hat. Von den Emporien der Liby-Phönizier führte die Hauptstraße durch das Gebiet der verwandten und handelsverbundenen Garamanten in die Negerländer. Kein anderes Land brachte so zahlreiche und mannichfache Gegenstände in den alten Weltverkehr.

Die oben erwähnten von Audschelah nach dem Riltwalle ziehenden Höhen bilden nicht, wie der Sudah und Harusch, den Nordabfall des Saharahochlandes, sondern vielmehr den Südabfall des Zwischenstufenplateau. Am Südfuße derselben scheint sich ein tiefes Thal nach Osten hinzuziehen, dessen südliche Begrenzung noch nicht näher untersucht ist. Vom nördlichen Plateau steigt man in das Thal durch treppenartige Schluchten, regelmässige Katabathmen, von ungemein grellcolorirtem Gestein hinab, deren niedere Stufen mit Tamarisken, Akazien, Dattelpalmen besetzt sind. Die Thalsohle selbst ist im Ganzen eine öde, sandige Ebene, die an mehreren Stellen wie ein geackertes Feld aussieht, aber ohne Vegetation liegt, ausgenommen etwa das Vorkommen von Hedysarum Alhagi oder Dactylis repens. Da das Thal jedoch fast überall gut bewässert ist, so gibt es vermuthlich viele fruchtbare Stellen in demselben, denen nur die Bewohner fehlen. Die Cultur scheint sich von jeher bloß auf zwei Stellen beschränkt zu haben, auf die Uadi Sinah und Audschelah, seit der Urzeit besiedelt von den Eingeborenen von Nordafrika, dem Volke der Targhi oder Tuarik (den Berbern), welches noch jetzt alle Westsaharaländer einnimmt, und zu dem auch die Eingeborenen der Canarischen Inseln, die Guanchen, gehören.

Der Boden der Uadi Sinah besteht aus bloßem Sande oder ist mit sandigem Thon bedeckt, meist mit Salz geschwängert, welches Salz an manchen Stellen in großen reinen Geschieben oder fein krystallisirt zutage bricht. Zahlreiche süße und salzige Quellen bewässern das Erdreich und sind überall durch die Anpflanzungen geleitet. Der Boden ist hier und da feucht, sumpfig und mit kleinen Salzseen bedeckt, aus welchen zuweilen merkwürdig fruchtbare Inselchen emporsteigen, die süße Quellen enthalten und mit den reichsten Pflanzungen bedeckt sind. Das eigentlich fruchtbare Gebiet der Uadi hat eine Länge von zwei deutschen Meilen und die Breite einer halben. Die frühe und hohe Cultur zeigt sich noch hier in dem großen Überflusse und der Vortreflichkeit von Datteln, Granatäpfeln (von besonderer Größe), Feigen, Oliven, Aprikosen, Melonen und Trauben, sowie in manchen Zweigen der Gärtnerei. Das Hauptproduct, die Datteln, wird in großer Menge und besonders wohlschmeckend gewonnen. Die jährliche Ernte beträgt 5—9000 Kameelladungen, jede zu drei Centner. Von Cerealien werden besonders Gerste und Reis gewonnen, und der Anbau beider Producte ließe sich noch sehr erweitern. Die Einwohner besitzen Rindvieh, Ziegen, viele Esel, aber wenige Kameele, da das Kameel hier wegen der sumpfigen Natur des Bodens nicht gedeiht. Die Uadi zählt außer dem Hauptorte Sinah-Rebir (Groß-Sinah) noch drei Dörfer. Sie liegen bis auf eines auf erhabenen Felsenmassen, und erscheinen armselig gebaut, indem die Häuser wie in Fezzan bloß aus mit Salz vermischem Lehm aufgeführt sind. Diese Orte wer-

den jedoch zum Schutz gegen die Anfälle der Wüstenbewohner mit hohen Mauern umgeben und erhalten dadurch ein burgmässiges Ansehen. Im Innern sind die Häuser eng an- und übereinandergelagert, und das Ganze wimmelt von Menschen wie ein summender Bienenstock. Die Bewohner der Uadi zählen an 8000 Köpfe. Sie sind sehr streitsüchtig und entscheiden ihre Handel durch oft blutig ausfallende Kämpfe, indem von beiden Parteien eine gleiche Zahl Kämpfer miteinander sechset. Die Bevölkerung zeigt im Ganzen Wohlhabenheit auf. Denn während die Bewohner der Uadi aus Furcht vor den Räubereien der Wüstenbewohner in ihren engen Stadtmauern sich halten — was auch wol die Ursache, warum keine andern Theile des weiten Thales am Fuße des Zwischenplateau von Libyen angebaut sind —, so genießen sie andererseits zugleich die Vortheile jener Räubereien, indem die Beduinen in Siwah ihre Einkäufe machen müssen. Siwah bildete früher einen kleinen unabhängigen Staat unter einer patriarchalischen oder vielmehr oligarchischen Regierung, steht aber jetzt unter ägyptischer Botmäßigkeit, was dem Aufkommen des Ortes keineswegs förderlich sein dürfte.

Die Uadi Audschelach (Augila des Herodot) ist zehn Tagereisen von Siwah entfernt, dreiviertel deutsche Meilen lang und eine halbe Meile breit, und enthält drei Dörfer, die ebenso ummauert sind wie die von Siwah. Die Einwohner beschäftigen sich hauptsächlich mit Karavanenhandel, theils als Kaufleute, theils als Kleinhändler mit den durchziehenden Karavanen, theils als Kameelführer. Der Boden ist sandig, aber fruchtbar, wenn er gut bewässert wird; die Einwohner gewinnen mehr Datteln als die Siwacher und Getreide für zwei Drittel der Bevölkerung. Ihre übrigen Bedürfnisse beziehen sie von Benghasi, welches 13 Tagereisen entfernt ist. Sie besitzen viele Kameele, und man findet viele Strauße in der Umgegend. Die Einwohner nähren sich, außer von Datteln, welche die Hauptnahrung ausmachen, von Linsen, Bohnen und Malokie, einem grünen Kraute.

Das weite Saharaland im Süden der Libyschen Wüste und Fezzan, das Land der Tibbu, ist noch wenig bekannt. Es scheint vorherrschend Hamada zu sein, und steigt theilweise zu so beträchtlicher Höhe auf, daß die Regen von Sudan herangezogen und niedergeschlagen werden. An solchen, aber weit voneinandergelegenen Stellen fällt daher im Laufe einiger Jahre reichlicher Regen, obwohl es in manchen Jahren gänzlich daran mangelt. Es finden sich demnach Brunnen und auch gutes fließendes, zur Irrigation hinreichendes Wasser: von den Bergen stürzen starke Bäche herab. Die Dattelpalme gedeiht südlich von Fezzan nicht, dagegen bauen die Tibbu Hirse, welcher ihre Hauptnahrung ausmacht, und ziehen zahlreiche Schaf- und Ziegenherden, für die sie reichliche Weide haben. Die Tibbu sind eine eigenthümliche, schwarze, aber doch keine wirkliche Negerrace, von schwächlichem Körperbau, wohlgerundeten Gliedern, und langem, etwas gekräuseltem Haar. Einige Stämme sind sehr zierlich gestaltet, namentlich haben die Weiber angenehme Züge. Die perlenweißen Zähne contrastiren bei ihnen mit dem glänzenden Schwarz der Haut in reizender Weise. Die Weiber flechten das Haar, tragen Nasenschmuck, große Armhänder, einen Rock von Sudan, der, über der linken Schulter befestigt, die rechte Brust bloßläßt, wozu dann ein kleiner Mantel (eine Mantilla) leicht über den Kopf geworfen wird, was sich zusammen sehr hübsch ausnimmt. Andere Stämme sind dagegen häßlich. Ihre Nasen sind dicke Fleischklumpen und die Nasenlöcher ungeheuer weit, die sie zugleich massenweise mit Schnupftaback vollstopfen. Die Tibbu treiben beträchtlichen Verkehr, namentlich Sklavenhandel mit den Arabern. Sie würden überhaupt im Wohlstande leben, wenn es ihnen nicht an aller Energie gebräche, um den Angriffen der Tuarik zu widerstehen, von welchen sie fortwährend ausgeplündert werden. Nur in ihren Felsenschluchten suchen sie dagegen Schutz. Sie theilen sich nach ihren ziemlich weit voneinander entfernten Wohnsitzen in mehre von unabhängigen Häuptlingen (Sultanen) regierte Stämme. Bargu, Abo, Tibasti sind Gebirgsuadi, welche, wenn wir den Angaben der Eingeborenen, die allein darüber

vorhanden, trauen dürfen, wasser-, korn- und weidereiche, ganz arkadische Landschaften bilden. Die Tibbu wohnen theils in Hütten, theils in Höhlen zerstreut, ohne sich in Dorfschaften zu vereinigen. Die Uadi von Kibbie und Bilma, welche die südliche Ergänzung der fezzanischen Heerstraße nach Bornu bilden, sind die einzigen bisher von Europäern besuchten Wohnsitze der Tibbu. Die Hamada von Murzuk fällt im Süden in dem Hornut-el-Uahr, einem dem Sudah im Norden ganz ähnlichen, kühn sich erhebenden, schwarzen Gebirge, in eine Sandwüste ab. Hierauf folgt die Uadi von Kibbie, der Sitz eines Tibbuhäuptlings und ein beliebter Sammelplatz der Kafilä, 24 Tage von Kaschna in Sudan entfernt. Im Süden von Kibbie befinden sich zahlreiche Tronaseen und meilenweite Felder von reiner, krystallisirter Trona, und dann weiter südlich hügeliges Land mit reichlichem Wasser, guter Weide und dichten Mimosenhainen. Endlich folgt die große und tiefe Uadi von Bilma. Die Stadt Bilma, mit niedrigen Erdmauern umgeben, ist der Sitz eines Häuptlings und besteht aus dürftigen Hütten. Haupterwerb gewährt den Bewohnern das Salz, welches in mehreren im Süden der Stadt liegenden Sümpfen und Salzseen gewonnen wird, und dessen feinste Sorte äußerst weiß und rein krystallisirt ist. Die runden Salzstücken von Bilma, grobe, braune Salzscheiben, sehr dick und 6 Zoll im Durchmesser, circuliren in ganz Sudan und den Südsaharaländern als Geld. Der Salzhandel von Bilma ist ganz in den Händen der Kelowi oder Tuarik von Ahier, im Westen von Bilma, welche das Salz nach Sudan verschleppen und gegen Getreide und sonstige Bedürfnisse umsetzen, was sie vortheilhafter finden als viel Ackerbau zu treiben, obgleich sie selbst ein fruchtbares Land besitzen. Die Tibbu sind bloß auf die Bereitung des Salzes beschränkt und erhalten dafür von den Tuarik hauptsächlich Hirse. Außerdem zahlen die Tuarik dem Sultan von Bilma eine Abgabe für jede Kamelladung Salz. Die Tibbu sind offenbar die Libyer der Alten; denn Aßur, d. i. ursprünglich Libu-e, ist wol nur eine leichte Lautverschiebung von Tibbu-e. Auch beschränkt Ptolomäus, der unterrichtestste der alten Geographen, die Wohnsitze der „eigentlichen“ Libyer auf die der Tibbu, von der Cyrenaika und Marmarika südwärts bis Sudan, mit Ausnahme der Uadi (Dasen) von Audschelach und Siwah, welche Tuarikcolonien waren und noch gegenwärtig sind.

Im Süden der Uadi Bilma liegt die große, längs der Südgrenze der Sahara einen Damm bildende Hamada. Auf der bilmaer Route ist sie 13 Tagereisen von Norden nach Süden breit und enthält große Strecken tiefen Sandes, aus welchem jedoch überall der nackte Sandstein in Gestalt schwarzer Klippen zutage ragt. Weiter westlich auf der Route von Ahier ist die Hamada an vier bis acht Tagereisen breit und zeigt mehr nackte Steinflächen, besetzt mit vielen Sandhügeln, deren schräge Halbe gegen den Wind (Südwest) gerichtet ist. Es finden sich viele flache Wasserbetten, da es mitunter heftige Regengüsse gibt. Wie beträchtlich hoch diese Hamada liegt, erfährt man aus der hier an der Grenze von Sudan herrschenden Winterkälte, die so bedeutend, daß Einem im Januar die Finger steif werden und sich in den Wasser-schläuchen nächtlich Eis ansetzt. Mimosen sind häufig, aber verzerrt. Auch ist Wild bereits häufig, namentlich wilde Dohsen, Gazellen und Giraffen, welche leßtern hier ihre Nordgrenze haben. Ferner sind zahlreich: Strauße, riesige schwarze Geier und allerlei kleine Vögel, die weiter nördlich in der Sahara nicht vorkommen. Gibt es doch in der Sahara, Heuschrecken und Skorpionen ausgenommen, keine Insekten! Denn Einsamkeit, lebenslose Einsamkeit, ist der Charakter der Saharawüste; der Wanderer findet hier nichts, das sich lebend regt oder rührt — es ist Alles nacktes Mineral.

Eine genauere Erkundung der Sahara, namentlich der weiten Strecken östlich und westlich von der Fezzan-Sudanstraße, ist eines der dringendsten Bedürfnisse der Wissenschaft. Die wichtigsten Nachrichten über die in dieser Straße begriffenen Strecken und die westlich angrenzenden Tuarikländer verdanken wir der seit 1850 thätigen afrikanischen Expedition von Richardson, Barth, Overweg und Vogel. Richardson hat bereits in den Jahren 1845 und 1846 eine Untersuchungsreise von Tripolis nach Ghadamis, Ghat und Murzuk gemacht. Besonders aber hat sich Barth hohe Verdienste erworben durch seinen in den Jahren 1845, 1846 und 1847 ausge-

führten Ritt längs der Nordküste von Afrika, von Marokko bis Agypten. Es ist dies eine der bedeutendsten Unternehmungen, die neuerdings von einem Einzelnen mit schwachen Mitteln ausgeführt worden. Die Ergebnisse dieser Reise für die Kenntniß der gegenwärtigen wie der alterthümlichen Zustände des gesamten nordafrikanischen Festlandes würden indessen wol noch reichhaltiger ausgefallen sein, wenn Barth nicht das empfindliche Unglück betroffen, beim Großen Katabothmos von Räubern überfallen zu werden und sein sämmtliches Gepäck und damit fast seine sämmtlichen Papiere zu verlieren.

James Richardson erhielt im Sommer 1849 von der britischen Regierung den Auftrag zu einer Reise nach Innerafrika. Seine Aufgabe war hauptsächlich, auf Abschaffung des Sklavenhandels, welcher noch sehr stark über Murzuk und Tripolis betrieben wird, und auf Anknüpfung von Handelsverbindungen mit England hinzuwirken. Zur Anstellung wissenschaftlicher Beobachtungen wurden ihm zwei deutsche Gelehrte, Dr. Barth und Dr. Overweg (Geolog) beigegeben. Den Letztern bewilligte die britische Regierung eine Unterstützung von 200 Pfund Sterling für die Reise bis zum Tschad- (Zad-) See und 200 Pfund Sterling für die Weiterreise. Beide erhielten außerdem von der Geographischen Gesellschaft zu Berlin 300 Pfund Sterling, vom König von Preußen 150, sonstige Privatbeiträge 150, zusammen also 600 Pfund Sterling.

Die Reisenden kamen im Januar 1850 in Tripolis an. Während Richardson mit den Vorbereitungen zur gemeinschaftlichen großen Reise in Tripolis beschäftigt war, machten Barth und Overweg zuvörderst, vom 2. bis zum 24. Febr., einen Ausflug nach dem Ghariangebirge über Ghadamis und dann östlich bis zum Meere. Am 23. März 1850 brach dann die Expedition auf. Da die große Karavane schon vorher abgegangen war, so bildete die Expedition eine eigene kleine Karavane — 40 Kameele, beladen mit Waaren und Geräthschaften, und außer den drei Reisenden der Interpret Jusuf Moknu, zwei Tschauhschen oder arabische Gelleute und eine Anzahl von Dienern und freien Schwarzen, die unter dem Schutze der Expedition nach ihrer Heimat in Sudan zurückkehrten. Die eingeschlagene Route zog sich westlich von dem directen Wege über Beniolid und Sukna, welchen letztern die frühern Reisenden Ritchie, Lyon, Dubney, Denham und Clapperton genommen hatten. Durch den Gharianpaß beim Berge Takut, einem hohen erloschenen Vulkane, erstiegen sie das Hochland und kamen am 6. Mai in Murzuk an.

Indem ihnen besonders daran lag, die Tuarikländer im Südwesten von Fezzan kennen zu lernen, richtete sich ihr Zug nun gerade westlich nach Ghat. Dahin brach man Ende Juni auf, unter der Escorte des Tuarikhäuptlings Hatita, der ebenfalls Dubney und Clapperton begleitet hatte und sich daher den Freund der Engländer nannte, sowie in Gesellschaft einer Karavane von Tanekum-Tuarik. Nachdem die Reisenden die Uadi Telissareh, halbwegs zwischen Murzuk und Ghat passirt, verließen sie das Gebiet von Fezzan. Im Westen von Telissareh entdeckten sie merkwürdige altäthysche Felsculpturen. Eine Gruppe stellte zwei menschliche Figuren vor, die eine mit einem Vogelkopfe, die andere mit einem Ochsenkopfe, mit Speeren, Schildern und Pfeilen bewaffnet, um ein Kind kämpfend; eine andere war eine künstlerisch schöne Gruppe von Ochsen, die zur Tränke gehen.

Hierauf kamen die Reisenden zur Uadi Talja, in welche sie durch eine bedeutende Hohlslucht hinabstiegen, die sich durch hohe Felsen, theilweise ganz überdacht und wie ein Tunnel ausgeschnitten, hindurchwindet. Sie durchzogen nun den Paß des Warieratgebirges, das, ein unerseiglich scheinender Wall von schwarzem Sandstein mit scharfem, messerartigem Kämme, hier die Grenze der Wessahara bildet, und gelangten, nach Süden umbiegend, in die Uadi Ghat. Sie befanden sich nun im Lande der Tuarik.

Die Uadi Ghat erstreckt sich nord-südlich zwischen dem Warierat im Osten und dem Kasar Janum (Palast der Ginn oder Dämonen), einer Kette von Schiefer von

höchst auffallender Form, gleichsam eine Masse Ruinen von Kirchen und Schlössern darstellend. Die Einwohner sahen sie mit heiliger Scheu an und wagten sich nie in ihre Nähe. Barth, der mit Dverweg die Untersuchung dieses Gebirges vornehmen wollte, wäre dabei fast ums Leben gekommen. Da sie keinen Führer oder Gefährten finden konnten, so gingen sie allein, während Richardson bei den Selten zurückblieb. Gegen Abend kam Dverweg zurück, ohne seinen Gefährten, der sich von ihm getrennt hatte. Einen Unfall befürchtend, stellte man sofort Nachsuchungen an bis Mitternacht, und setzte dieselben mit Tagesanbruch und den ganzen Tag über fort, indem man zugleich den Tuarik, die ihn finden würden, eine hohe Belohnung versprach. Schon war Sonnenuntergang, als endlich die Nachricht im Lager eintraf, Barth sei gefunden und noch am Leben. Ein Tuarik hatte ihn entdeckt, acht Meilen vom Lager, auf der Erde ausgestreckt, unfähig sich zu rühren. Vierundzwanzig Stunden hatte er so gelegen. Als er seinen Retter sah, hatte er nur noch Kraft zu stammeln: „Wasser! Wasser!“ Er hatte den kleinen Wasservorrath, den er mitgenommen, Mittags am Tage vorher geleert, seitdem die schrecklichsten Durstqualen erduldet; er hatte sogar sein eigenes Blut getrunken.

In Ghat, wo sie sich eine Woche aufhalten mußten, sahen sich die Reisenden von der Habgier der Häuptlinge und dem Fanatismus der Einwohner geplagt. Sie verließen die Stadt am 25. Juli 1850 nicht ohne Besorgniß; denn jetzt betraten sie ganz unbekannte Gegenden. Eine Karavane von Kelowi-Tuarik (Einwohner von Ahier) begleitete sie. Der Weg war sehr beschwerlich. Anfänglich machten sie täglich 10—12 Stunden, bald aber mußten sie von dieser Gile nachlassen, da die Kammele wie sie selbst ermüdeten. Sie zogen durch eine der höchsten und wildesten Hamada der Sahara, stellenweise mehrer Hundert Meilen weit, ohne eine Uadi zu treffen.

Am 21. Aug. in Ahier (Asben) angekommen, hofften sie in diesem gepriesenen Lande von den Anstrengungen der Reise etwas ausruhen zu können; statt dessen wurden sie von den gefeglosen Grenzstämmen, den Fabia, in Motten, die von 60 Mann zu mehrern Hunderten anwuchsen und stürmisch die Auslieferung der drei Christen verlangten, fortwährend angegriffen. Die Expedition, mit der Tuarikescorte, welche sich treu verhielt, aus 60 kampffähigen und wohlbewaffneten Männern bestehend, schlug die Feinde zwar zurück, mußte dieselben jedoch endlich mit einem schweren Lösegelbe abfinden. Nachdem dies überstanden, wurden die Reisenden durch unerwartet schwere Regengüsse, die ausgedehnte Überschwemmungen verursachten und so plötzlich hereinbrachen, daß selbst ihr Leben in Gefahr gerieth, aufgehalten. Endlich, als die Regen vorüber waren, traf eine Escorte von 31 Berittenen vom Sultan En-Nur ein, um sie nach dessen Hauptstadt Tin-Zellust zu geleiten, wo sie am 3. Sept. glücklich eintrafen. Der Sultan, ein Mann von 78 Jahren, schwarz, aber mit europäischen Gesichtszügen, empfing die Reisenden freundlich, nahm jedoch die reichen Geschenke an ohne Gegengeschenke zu machen. Ja, er gestattete sogar nicht, daß man den Reisenden Lebensmittel verkaufte, sodaß sie von ihrem Zwiebackvorrath leben mußten. Der habgierige Alte wollte noch mehr Geschenke erpressen und verlangte solche endlich sogar ausdrücklich. Dennoch gelang es, nicht nur mit ihm einen Freundschafts- und Handelsvertrag abzuschließen, sondern auch wirklich seine Freundschaft zu erwerben, worauf denn auch das Volk immer freundlicher wurde. Dverweg sah sich oft als Arzt in Anspruch genommen. Barth aber machte eine Excursion nach Agades, im Südwesten von Ahier, der Residenz des Hauptsultans von Ahier, 132 geographische Meilen von Tin-Zellust, wo er mit dem Sultan, einem beleibten, gutmüthigen Mann von 55 Jahren, sowie mit den angesehensten Männern des Landes einen freundschaftlichen Verkehr anknüpfte und bis Ende October 1850 verblieb.

Die Entdeckungen sind von großer Wichtigkeit, welche die Expedition, besonders Barth, in Ahier (Air, früher Asben genannt) machte, einem bisher von keinem Europäer besuchten Lande, dessen bis 6000 Fuß emporsteigendes Gebirge die Sudanregen anzieht. Das Land besteht aus einer Reihe von durch Gebirgsketten getrennten

fruchtbaren Uadi, von denen die südlichen eine wahrhaft tropische Pracht entwickeln, und erfreut sich dabei eines auch für Europäer sehr zuträglichen Klimas.

Die Reisenden brachen am 12. Dec. 1850 aus ihrem Lager bei Tin-Zeggana auf und zogen mit der Salzkaravane nach Sudan. Am 27. verließen sie bei Ugalgo Abier und betraten die Hamada, den Süddamm der Sahara. Es war am 1. Jan. 1851, als die Expedition in Sudan hinabstieg.

Die Länder von Sudan.

Am Fuße der Sahara erstreckt sich die Tiefebene von Sudan wie eine weite aus der Erdoberfläche ausgeschchnittene Aushöhlung. Der am meisten vertiefte Punkt ist der große Tschad- (oder Zad-) See, von wo die Niederung mit fast unmerklicher Erhebung ansteigt. Im Osten und Westen wird die Tiefebene von zwei vom Saharahochlande aus nach Süden laufenden Höhenzügen begrenzt, im Osten vom breiten Marragebirge, welches das Niltal, im Westen von dem Hochlandszuge, welcher das Kowarathal abscheidet, während die Niederung sich nach Süden, wo der Vinue (die Tschadda oder der obere Niger) seine Fluten rollt, ununterbrochen in noch unbekannte Fernen hinzieht. Dem glühendsten Sonnenstrahle die reichlich quellenden Gewässer entgegenstellend, sind diese unermessenen Strecken üppigen Bodens ohne Zweifel für eine unerschöpfliche tropische Cultur bestimmt; aber sie warten noch der höhern Entwicklung, der Meisterhand, welche die bösen Luftgeister bannet, die aus dem Qualm ver-
sumpfter, kochender Gewässer giftig emporsteigen.

Die Ebene wie auch das benachbarte Niltal und das Kowarahochland enthalten eine Reihe von Ländern, welche, namentlich die östlichen, durch schmale, augenscheinlich absichtlich unangebaut gehaltene Waldstriche voneinander geschieden sind, sodaß sich hier die Uadiform der Wüste gewissermaßen künstlich wiederholt. Schon an dieser Einrichtung erkennen wir, daß das Ganze ein System bildet und eine einheitliche Begründung gehabt hat. Unter dem Namen Sudan, d. h. Schwarzland, Nigritia, begreifen die Araber die Staaten Sennaar, Kordofan, Darfur, Uadai, Bagirmeh, Bornu, Mella oder das Fellatahreich, welcher fast über die ganze Breite des Continents gezogene Ländergürtel — eine der merkwürdigsten, großartigsten historischen Erscheinungen — eine Bildung der Araber ist, die aller Wahrscheinlichkeit nach bald nach dem Sturze des Khalifats durch die Türken zur Ausführung kam. Die Araber setzten sich dabei in enge Verbindung mit dem in jedem Lande mächtigsten einheimischen Stamme, und führten in die gestifteten Staaten den Islam und ihre eigenthümliche Cultur ein. Hiermit verschmolz sich denn eine frühere Organisation, entsprossen aus verschiedenen, namentlich während des 11. und der folgenden Jahrhunderte stattgefundenen, durch ganz Sudan durchgreifenden Bewegungen der Larghi oder Berbern der Westsahara. Die ökonomische Basis aller dieser Staaten aber war der Sklavenhandel, zu welchem Behufe man die südlich angrenzenden Länder der Schwarzen unter den einzelnen Staaten als ebenso viele festbegrenzte Jagdbezirke vertheilte. Gegen die zahllosen Horden jener schwarzen Bevölkerung gab die enge Verbrüderung des Staatenbundes Kraft. Seitdem ist freilich das edlere arabische Blut von den damit geschwängerten einheimischen Elementen größtentheils wieder absorbiert worden. Die einzelnen Staaten haben auch langwierige blutige Kriege miteinander geführt; doch sind die großartigen Grundformen des Systems noch bis heute erhalten worden.

Sennaar und Kordofan gehören zum Niltheile, sowie gegenwärtig auch zu Ägypten, daher geographisch wie politisch nicht hierher. Wir wenden uns daher nach Darfur.

a) Darfur.

Darfur, d. h. Dar-el-Fur, das Land der Fur oder Fori, besteht aus dem von 5° 30' bis zu 15° 30' nördlicher Breite sich nordsüdlich erstreckenden Marragebirge, das hier die Grenze des Niltals bildet, und aus den dessen Fuße unmittelbar anliegenden Ebenen. Die Grenzen sind im Norden die Sahara, im Osten und Westen die erwähnten schmalen Striche von Haibe und Waldung, welche es von

Kordofan und Uadai trennen. Im Süden ziehen in weiten Ebenen wandernde Araber und weiterhin liegt das Land der Schwarzen, hier Dar-Fertit genannt. Das Land ist von Norden nach Süden an 40 Tagereisen lang, welches ziemlich unbestimmte Maß hier allein üblich, und von Osten nach Westen an 18 Tagereisen breit.

Das Marrah ist ein Gebirge von beträchtlicher Breite, durch mehre Querthäler in verschiedene Gruppen getheilt. Der Himmel erscheint hier selten unbewölkt und es fällt reichlicher Regen. Überall erglänzen auf weißen Sandbetten nie versiegende Bäche, und der Boden erweist sich daher überaus fruchtbar. Es gedeiht Weizen in großer Ergiebigkeit und Güte auf den Bergrücken, und die Querthäler haben Überfluß an Datteln, Bananen, Citronen, Zwiebeln, Lauch, rothem Pfeffer, Kumin, Koriander, Gurken; auch wird herrlicher Honig gewonnen. Von mineralischen Erzeugnissen kennt man besonders Eisen (Magnetstein), das mehrfach gewonnen wird, und Steinsalz im nördlichen Marrah. Salz fehlt sonst in Sudan überhaupt. Im südlichen Marrah soll es heiße Quellen und in dessen südlicher Fortsetzung Schwefellager geben. Ein hoher Kegelsberg, der Marrah, nach welchem das ganze Gebirge benannt wird, überragt dasselbe. Das vorherrschende Gestein des Gebirges ist grauer Granit.

Die Abhänge des Gebirges bestehen aus vortrefflicher schwarzer Dammerde mit zahlreichen Gewässern. Im Osten des Landes nach Kordofan zu ist aber Sandland (Gaus). Es ist also dieser östliche Theil Darfurs eine Fortsetzung der Alluvial- und Diluvialgebilde Kordofans, wo sich als oberste Ablagerung Sand und Sandstein darstellt, theils mit tiefgründigem Culturlande bedeckt, theils als sandige, dürre, höchstens mit kümmernden Mimosen bedeckte Flächen bloßgelegt. Dieser Sandboden besteht aus einem gelbrothen, losen, durch Eisenoryd gefärbten Sande, welcher mit ebenso eisenschüssigen Thonstraten wechsellagert, und beide enthalten in gewisser Tiefe Concretionen von Magnetstein, die, häufig an Menge und Größe zunehmend, ganze selbständige Straten bilden. Die westlichen Ebenen von Darfur haben alle fruchtbaren Culturboden.

Im Westabhänge des Marrah beginnen zwei Flüsse, der Barch, welcher im nördlichen Theile entspringt und dann längs des Westfußes des Gebirges nach Süden zieht, und der Fro, der im südlichen Marrah entspringt und sich dann in weiten Bogen durch Uadai nach Bagirmeh wendet. Beide Flüsse haben während der Regenzeit große Tiefe und Breite, dürften aber wol während der trockenen Zeit meist versiegen. Der Barch fällt wahrscheinlich in den Fro. Nach Osten scheint das Gebirge keinen Fluß zu entsenden. Doch erhält der Weiße Nil weiter südlich von Darfur mehre Zuflüsse aus Südwesten, die wahrscheinlich aus der südlichen Fortsetzung des Marrah von Darfur entspringen. In geringer Entfernung südöstlich von Darfur befindet sich das 10 Tagereisen weite, mit dichter Waldung bedeckte Sumpfland Baradschab, von dem, während der Regenzeit wenigstens, dem Nil große Wassermassen zugeführt werden. Es wiederholt sich mehrmals in Afrika, und wahrscheinlich auch am Nil, die eigenthümliche Erscheinung großer Moräste, in denen die Wässer sich sammeln, um dann weiter fortzuziehen, gewissermaßen eine Vorkehrung der Natur gegen das Versiegen, welchem sonst Flüsse längern Laufes bei der großen Hitze ausgesetzt sind.

Die Jahreszeiten sind denen von Ägypten drei Monate voraus. Sommer ist im März, April, Mai und Juni, Herbst im Juli, August und September, Winter im October und November, Frühling im December, Januar und Februar. Der Herbst ist die Regenzeit, welche an 75 Tage anhält. Da sonst während dieser Herbstmonate die größte Hitze sein würde, so wird dadurch, daß die Regenzeit eintritt, dem zu starken Versiegen der Gewässer vorgebeugt. Mit Anfang der Regen wird die Saat bestellt. Man berichtet von außerordentlichen Lusterscheinungen, von fünf Regenbogen, die zu gleicher Zeit erscheinen, von seltsamer Luftspiegelung in den Ebenen. Das Klima Darfurs ist nicht in allen Theilen gleich gesund. Der gesündeste Theil ist das Gaus oder Sandland im Osten des Landes. Die Araber, welche es bewohnen und seine reine Luft athmen, sind starke und mutigere Leute; aber

diese Strecke enthält wenig Wasser. Der ungesundeste Theil ist der Said, am Fußse des mittlern Marrah, wo die vielen Berggewässer keinen weitem Abfluß zu haben scheinen, sondern sich in Lachen und Sümpfen verstopfen. Auch erweisen sich fast alle größern Ortschaften als ungesund. Es gibt jedoch keine epidemischen Krankheiten; die Pest ist unbekannt. Viele Leute erreichen ein Alter von hundert und mehr Jahren.

Weizen wird nur im Gebirge erzeugt, in den Ebenen wird, wie in Sudan überhaupt, hauptsächlich Hirse und Mais gebaut. Das Feld wird während der Regenzeit bestellt. Wo Wasser sich in flachen Lachen sammelt, wächst Reis wild. Sesam wird angebaut, aber nicht zur Ölbereitung, sondern als Getreide. Eine kleine Wassermelone dient, getrocknet und in Wasser getaucht, zur Bereitung von Scharbet. Zwiebeln, Lauch, Pfeffer, Gurken gedeihen in Überfluß; es gibt eine eigene Art von Bohnen. Bamieh wächst wild auf überschwemmt gewesenem Boden. Die Dattel ist selten, statt derselben hat man hier den Thilieg (Tholuth), welcher ihr an Nützlichkeit fast gleichkommt. Der Baum gleicht an Gestalt der ägyptischen Sykamore. Die Blätter sind länglich und die Frucht hat einen bittersüßen Geschmack, einen besondern Geruch und wird auf verschiedene Weise zubereitet. Jeder sonstige Theil des Baumes wird benutzt: die jungen Blätter als Gewürz und zur Bereitung einer wirksamen Heilsalbe für Wunden; die grüne Frucht zur Bereitung einer vorzüglichen Seife; das Holz zu Fackeln, welche ohne Rauch brennen und zur gewöhnlichen Erleuchtung dienen, sowie zu Anfertigung von Schreibtiseln, die besonders die Schulkinder bei Erlernung des Schreibens benutzen; die Asche endlich dient zur Bereitung von Kopsalz. Es gibt zwei Arten von Nebt, deren Früchte als Speise und medicinisch benutzt werden. Der Labaldi ist ein großer Baum mit hohlem Stamm, in dem sich das Regenwasser sammelt, und so den Reisenden oft als Wasserreservoir dient. Die Frucht dieses Baumes ist ein Mittel gegen Diarrhöe. Der Gobbim hat eine kleine vortreffliche Frucht. Die Gummiakezie ist häufig in sandigen Ebenen. Die mächtigen Äste des Hares gewähren Schatten für hundert Personen. Es gibt auch mancherlei Bauholz bäume. Der Dtschen ist eine Staude, die eine Wolle erzeugt, welche zu starken, wasserdichten, zum Nähen von Wasserschläuchen benutzten Fäden und Stricken versponnen wird. Der Saft dieser Pflanze bewirkt das Abfallen der Haare an Thierfellen. Die Blätter des Schalob benehmen dem Munde den Geruch von Wein, geistigen Getränken u. dergl. Der Dagarah liefert ein wirksames Heilmittel gegen Augenentzündung. Es werden zwei Arten von Baumwolle angebaut.

Alle Hausthiere dieser Gegenden sind zahlreich in Darfur. Die Pferde sind von vorzüglicher Güte und Ausdauer. Von Wild sind Kaninchen, Hasen, Gazellen, wilde Ochsen, Füchse und der Zetal häufig. Der Zetal hat die Gestalt eines Ochsen, aber nur die Größe eines Kalbes, falbe Farbe und entweder vorwärts- oder rückwärtsgebogene, in diese Richtung aber geradestehende Hörner. Im Gebirge gibt es mehrere Arten von Affen. Außerdem sind Löwen, Hyänen, Elefanten, Rhinoceros u. s. w. häufig, sowie viele Arten von Vögeln. Eine eigene Classe von Leuten, die Darmaudi, beschäftigt sich ausschließlich mit der Jagd.

Die eigentlichen Fori, auch Sandscharen genannt, bilden ein eigenthümliches schwarzes Volk, aber nicht negerartig, indem das Haar lang, die Nase erhaben, die Lippen dünn, das Gesicht oval und von geistvollem Ausdruck ist. Sie reden auch eine eigenthümliche Sprache. Ihr eigentlicher Sitz ist das Marrah, von wo aus sie sich mit Hülfe der Araber das umliegende Land unterworfen haben. Die jetzigen Gebirgs-Fori sind ungemein roh, aber wohlhabend; denn sie besitzen zahlreiche Schaf- und Rindviehheerden, und betreiben ausgedehnten Garten-, Weizen- und sonstigen Getreidebau. Auf dem hohen Regelberge Marrah befindet sich ihr aus früherer Heidenzeit verbliebenes Heiligthum, welches sie, obgleich sie den Islam angenommen haben, den Moscheen gleichachten. Ein Riesenbaum überschattet das Heiligthum. Sie glauben auch an Genien, welche für sie das Vieh, die Hütten u. s. w. bewachen. Sie sind sehr der Trunkenheit ergeben und durchaus nicht gastfreundlich. Die jungen Leute

erlustigen sich viel mit öffentlichen Tänzen, zu welchem Behufe die Burschen und Mädchen sich zu regelmäßigen Körperschaften organisiren.

Die Bewohner der Ebenen sind ursprünglich nicht Fori, jedoch mit diesen wie mit den Arabern vermischt. Die nördlichen Gaue am östlichen Gebirgsfusse bewohnen die Saghauah und die Verti, die mittlern die Birguid und Tundschur und die südlichen die Dadscho und Bidscho. Diese Völker sind in ihrem Charakter den Fellah oder Bauern in Aegypten sehr ähnlich: dieselbe Trägheit und Nachlässigkeit, derselbe Schmutz, dieselbe Unterwürfigkeit gegen ihre Vorgesetzten bei Unterdrückung und Zwangsarbeit jeder Art. Die Bewohner der Ebenen am Westfusse des Gebirges gehören meist zu den Massalit, ausgezeichnet durch die Schönheit ihrer Frauen, und der wohlhabendste und zahlreichste Stamm, aber so feigherzig, daß die Fori sie mit leichter Mühe in Unterjochung halten. Der Charakter der Fori im Allgemeinen ist überhaupt wenig liebenswürdig: sie sind schmutzig, schmeicheleisch, eitel, rachsüchtig, habgierig, träge und langsam im Denken und Handeln.

Der Faschar oder die Haupt- und Residenzstadt von Darfur ist seit 1791 Tendelti. Die Stadt liegt zerstreut auf einem weiten Gaus (Sandebene) in dem Rauthale, einem breiten Kessel in einem östlichen Ausläufer des nördlichen Marrah. Die Stadt wird von einem Bache durchflossen, welcher unfern derselben in einen Fluß fällt, der westlich durch das Marrah abfließt. Dieser Hauptort ist jedoch keine große Stadt; denn die Großen der Fori lieben es nicht, viel in der Residenz zu wohnen, sondern ziehen vor im Freien den König im Kleinen zu spielen. Indessen halten sich im Orte gewöhnlich viele Kaufleute auf, die kommen und gehen und die Straßen belebt machen. Der Wohnsitz des Sultans hat zwei Thore, das Thor der Männer und das der Frauen. Das erstere führt zum Egdabeh, einem Gebäude ohne Wände, d. h. einer von hohen, starken Pfeilern getragenen Überdachung. In der Mitte steht hier eine Plateforme, welche an Staatstagen mit goldgestickten Teppichen behangen wird, während der Sultan in der Mitte derselben auf einem hohen Stuhle von Ebenholz sitzt, ihm zur Rechten die Ulemas, zur Linken die Scherifs und andere Würdenträger, jeder auf seinem bestimmten Plage, stehen. Zuweilen gibt der Sultan Audienz zu Pferde, wozu er Pferde hat, welche so dressirt sind, daß sie stundenlang in derselben Stellung verbleiben. Der Wohnsitz des Sultans besteht aus einer großen Anzahl von Gebäuden und nimmt eine Strecke von 600 Fuß in der Breite und Tiefe ein. Er liegt auf einer kleinen Erhöhung im Norden des Baches, und ist von einer aus drei Reihen Dornbüschen gebildeten, sehr dichten Hecke umzäunt, deren Zwischenräume mit Baumsstämmen ausgefüllt sind, sodaß das Ganze eine starke Palissade von mehr als Mannshöhe bildet, welche sorgfältig in Ordnung gehalten wird. Innen in den Höfen befindet sich eine große Anzahl von Wachen und Amtshütten, und der Harem nimmt einen bedeutenden Theil des Ganzen ein. Eine große Anzahl von Sklaven ist fortwährend damit beschäftigt, Hirse und Weizen zu mahlen. Viele Wohnsitze der Beziere und anderer Großen zu Tendelti kommen an Ausdehnung dem des Sultans gleich. Alle Einwohner von Tendelti müssen immer an derselben Stelle wohnen bleiben, und alles Umziehen ist durchaus verboten, wie auch im Felde immer jeder in derselben Richtung und Entfernung von dem Zelte des Sultans sein Lager aufzuschlagen hat. Zwei Tagereisen nördlich von Tendelti befindet sich Kobbah, der einzige bisher von einem Europäer (Browne) besuchte Ort in Darfur. Derselbe liegt in 14° 11' nördlicher Breite.

Die Hütten der Fori haben eine runde Zeltform und sind gewöhnlich aus Hirsenhalmen erbaut. In einigem Abstande von der Hütte ist rings eine Dornenhecke gezogen. Die Reichen haben mehrere Hütten in derselben Umfriedung. Oben am Giebel der Hütte ist ein Stoß aufgesteckt, an dem Zierathen, etwa drei oder vier Straußeneier nebst einigen rothen Kugeln von Thon, angebracht sind. Die Hütten des Sultans sind mit horizontalen Streifen von rothem und weißem Zeuge verziert. Der Harem des Sultans besteht aus Hütten mit Lehmwänden und schönen Binsendächern. Die Kleidung in Darfur ist immer leicht, aber in Form und Farbe ver-

schieden. Die Reichen tragen schwarze und weiße Kleider von Musselin oder englischem Calicot, Beinkleider und den Tarbusch (rothe Kappe), dazu einen Mantel. Von Westsudan werden mehre schöne Stoffe eingeführt, unter andern der Gadaai, von schwarzer, ins Röthliche spielender Farbe. Der Färbestoff ist Indigo. Die Armern haben bloß ein einzelnes Kleid um den Leib. Der Sultan trägt einen Kaschmir-turban, was sonst Niemandem erlaubt ist. Die bei den Tuarik allgemeine Sitte, das Gesicht mit dem Litham, einem mehrmals um den Kopf gewundenen weißen Musselintuche, zu verhüllen, gilt hier als ein Vorrecht des Sultans. Doch tragen mehre höchste Beamte und die königlichen Prinzen ebenfalls den Litham. Der Sultan zeichnet sich ferner durch seine vergoldete Säbelscheide, seine Amuletdose, seinen Sonnenschirm und Federsäkel, seinen vergoldeten Sattel und Steigbügel und ein eigenthümliches Reitzeug aus. Die unverheiratheten Mädchen tragen einen kurzen Unterrock, eine dicke Binde um die Mitte des Leibes und ein Tuch um den Busen; die verheiratheten Frauen tragen den großen Isar, welcher sie von Kopf bis zu den Füßen bedeckt. Die meisten Weiber führen einen Nasenring, zuweilen von Gold, gewöhnlich aber von Silber oder Kupfer. Häufig sind große silberne Ohrgehänge, gegen 12 Loth an Gewicht, zum Theil von einem um den Kopf gewundenen Bande gehalten. Sie tragen verschiedene Arten von Halsbändern, aus Glasperlen, Bernstein, Korallen, Agaten und Glasstücken, Glasperlengewinde um den Leib und Arm- und Beimbänder von Eisen, Horn oder Kupfer. Sie gebrauchen viel Parfümerie, bereitet aus Sumbul (*Spica Celtica*), Sandelholz oder Myrten. Mit einem aus Antimonium bereiteten Präparat färben sie ihre Augenlider, auch wol die ihrer Liebhaber oder Verlobten.

Die gewöhnliche Speise der ärmern Fori besteht in Hirse. Ihre Kochkunst ist sehr roh. Das Salz, dessen sie sich bedienen, wird aus Holzasche bereitet. Die Kost der Bemittelten besteht meist in Fleisch, Butter, Milch und Hirse. Der Preis eines Weibes, welchen der Mann beim Heirathen den Ältern zu entrichten hat, ist beträchtlich; für ein hübsches Mädchen verlangen selbst arme Ältern 20 Kühe, einen Sklaven und eine Sklavin. Die Fori ziehen daher den Söhnen Töchter vor; Töchter, sagen sie, füllen die Ställe, Söhne leeren sie aus. Die Hochzeiten werden mit großer Pracht begangen: der Speisen und Getränke ist die Fülle; gemietete Musikkfrauen beleben die Scene mit Gesang und Tamburinspiel; die Jünglinge und Mädchen in ihren prächtigsten Kleidern führen ihre feurigen und nicht ohne Geschmack erfundenen Tänze aus. Diese Belustigungen werden oft eine Woche lang fortgesetzt. Die Weiber der Großen werden von Eunuchen bewacht, deren der Sultan viele Tausende hält. Alle diese Eunuchen kommen von Dar-Noha, einem im Süden gelegenen Negerlande. Trotz der Wachsamkeit der Eunuchen sehen sich die großen Herren, die zugleich viele Sklavinnen haben, oft hintergangen. Die Sklavinnen entsenden alte Weiber in die Stadt, welche ihnen Jünglinge in weiblicher Tracht zubringen, oder sie gehen auch wol selbst in Verkleidung fort, von den Eunuchen, die ihre Rache fürchten, absichtlich nicht bemerkt; denn die reichen Sudanerinnen sind unfähig ihre Leidenschaften zu bezwingen. Überhaupt scheint eheliche Treue hier keineswegs eine herrschende Tugend. Es geht die Sage in Darfur, das beste Mittel einer Feuersbrunst Einhalt zu thun sei, eine schon bejahrte Frau herbeizubringen, die niemals eine Liebesintrigue gehabt. Eine solche brauche nur ihren Mantel zu schütteln, und die Flammen müßten augenblicklich ausgehen. Als nun aber einmal eine große Feuersbrunst ausgebrochen, und die Flammen immer weiter um sich gegriffen, habe der Sultan den Stadtschreier ausgesandt, welcher in allen Straßen gerufen: „Gibt es hier irgendein getreues Weib? Ist irgendein getreues Weib zu finden?“ Aber es erschien keins, sodaß anzunehmen, es habe keins gegeben.

Der Unterricht der Jugend ist sehr geringfügig. Wenige bringen es zum Lesen des Koran. Ärmere Kinder gehen meist nur zur Abendschule und sind des Tags über mit dem Hüten der Schafe und Rinder beschäftigt. Wenn der Abend anbricht, nehmen sie ihre hölzernen Schreibtäfelchen und gehen zur Schule.

Jeder Schüler bringt der Reihe nach einen Holzblock mit, der zur Unterhaltung eines Feuers dient, um welches herum sie hocken, um ihre Studien einige Stunden zu verfolgen. Auch die höhern Classen erhalten nicht viel bessern Unterricht. Große Wichtigkeit wird allein der auch die Medicin einschließenden Magie beigelegt, welche hauptsächlich die Fellatah betreiben.

Die in Darfur betriebenen Gewerbe sind die des Ackerbauers, des Gärtners, des Spinners, Webers, Färbers, Gerbers, Schmiedes und Eisengießers. Der Letztere fertigt Lanzenspitzen, Pfeile, Bogen, grobes landwirthschaftliches Geräth, Hausrath. Die Blaufärberei mit Indigo ist vortrefflich; der Godeni und Teikan sind schön schwarzblau hangirende Stoffe. Auch die Gerberei ist vorzüglich. Im Gebirge wird auf Eisen gebaut, und zwar auf eine höchst unwirthschaftliche Weise in kleinen höchstens 10 Fuß tiefen Tageschächten. Die Schmelzung ist eine doppelte, eine Roh- und eine Schlackenschmelzung, und ergibt ein Product von ausnehmender Güte.

Die Ausfuhr von Darfur besteht in Sklaven, Gummi, Elfenbein, Tamarinde, Medicamenten, Ochsenhäuten (von besonderer Güte), schwarzen und weißen Straußfedern, Kupfer von Dar-Nahaf (im Süden von Darfur), Alles werthvolle Artikel. Die Einfuhr dagegen umfaßt Artikel, die in Europa geringern Werth haben, namentlich Kares oder Glaswaaren, Glasperlen, von denen die Frauen große Quantitäten verbrauchen, natürliche und künstliche Korallen, rothe Mügen, Baumwollzeuge und gemischte Stoffe. Aegyptische Esel sind sehr gesucht, und man gibt, wie erzählt wird, wol zehn Sklaven für einen Esel. Ferner wird eingeführt Sumbul, Sandelholz, Myrtenblätter für Parfümerien, Gewürznäglein, Kaffee, Seife. Kupfer ist immer begehrt zur Vereitung von Messing, aus welchem besonders Fußbänder und derlei Schmuck verfertigt werden. Gelbes Blattkupfer, das besonders zur Verzierung von Reitzzeug dient, ist sehr geschätzt. Nähnadeln sind sehr theuer. Ferner sind gangbare Einfuhrartikel: gute Rasirmesser, türkische Sättel, Mamluksteigbügel, Rüstungen, gerade Schwerter — nur der Sultan darf den krummen Säbel tragen — Schwefel, Schreibpapier, mohammedanische Religions- und Rechtsbücher, messingene Tintenfüßler, Musseline für Turbane, Schuhe, gelbe Pantoffeln für Frauen. Der Tellari oder spanische Douro oder Pfeilerthaler wird mit Vortheil umgelegt. Ein Sklave wird für etwa 8 — 10 Tellari (12 — 15 Thaler preussisch) gekauft.

Die eigentliche ökonomische Basis Darfurs wie des ganzen Sudan, der Sklavenhandel, ist hier vollkommen organisiert. Ein Jeder kann eine Ghasuah oder Ghasia (Sklavenjagd) unternehmen, der dazu vom Sultan einen Salatich erhält. Der Salatich, das Zeichen eines Ghasuahanföhrers, ist eine lange Lanze, vom Sultan mit einem etwa folgendermaßen abgefaßten Freibriefe begleitet: „Im Namen des Großsultans, des Schirmers und Schöfers Aller, des Ruhms der arabischen wie der nichtarabischen Könige, des Herrn des Nackens aller Völkcr, des Beherrschers der beiden Länder und der beiden Meere, des Dieners der beiden heiligen Städte, der seine Hoffnung in den Gott der Gerechtigkeit und Güte setzt, des Sultans Mohammed Fahdel, des Siegreichen, an alle Diejenigen, welche diese Urkunde zu Gesicht bekommen, Emire, Krieger, Scharte, Damleg und Befehlshaber. Wir, der Sultan, der von Gott begünstigt und von seiner besondern Gnade aufrechterhaltene, siegreiche Sultan, haben dem N. N., dem Sohne des N. N., unsere besondere Gnade und Huld bezeugt und ihm einen Salatich gegeben, um eine Expedition nach Dar-Fertit, in der Richtung des N. N. Stammes, zu unternehmen und eine Ghasuah zu machen. Alle Diejenigen, welche ihn bei diesem Unternehmen begleiten, sollen ihrerseits alles Tadelis frei sein, zu Urkunde dessen der gegenwärtige Ferman in unserer hohen Gnade und edeln Güte erlassen worden ist. Möge böser Wille und Widerseßlichkeit gegen dieses Mandat durchaus unterbleiben. Wir haben dem Inhaber dieses Erlaubnißscheins empfohlen, gegen seine Begleiter in dieser Expedition mit Gerechtigkeit und gegen den ihm zufallenden Theil der Sklaven mit der Billigkeit und Mäßigung zu verfahren, welche die Furcht Gottes erheischt. Grüße.“

Der die Vorrechte eines Ghasuahanföhrers verleihende Salatich wird nun in

dem großen Fächerplage aufgepflanzt, und der Anführer richtet sich dabei eine Art von Bureau ein, während ein Sklave fortwährend das Tamburin schlägt. Kaufleute kommen herbei und contrahiren mit dem Anführer für Sklaven zum Belaufe von 5 — 600 Köpfen und liefern ihm darauf sofort, also auf Credit, eine entsprechende Anzahl von Pferden, Kameelen, Eseln, Kleidungsstücken und sonstigen Waaren. Zugleich werden Leute zum Eintritt in die Ghafuah angeworben. Diese theilt man dann in zehn Rotten, je unter einem Anführer, dem eine Abschrift des Ferman ertheilt wird, und diese zehn Abtheilungen werden wiederum in zehn verschiedenen Richtungen durch das Land gesandt, um weitere Werbungen anzustellen. Die sämmtliche Mannschaft versammelt sich endlich an einem vorher bestimmten Orte jenseit der Südgrenze von Darfur, worauf der Inhaber des Salatieh den Titel Sultan der Ghafuah mit absoluter Autorität annimmt und seine verschiedenen Offiziere und seine Leibgarde wählt, überhaupt einen kleinen Hof nach dem Muster des Sultans von Darfur bildet. Die Expedition dringt so weit als möglich vor. Viele Sklaven lassen sich freiwillig nehmen; ernstlicher Widerstand findet fast nie statt. Wenn eine Dorfschaft von der Ghafuah umringt ist, so ergeben sich die Eingeborenen. Der Häuptling wird zwar gefangengenommen, aber mit Achtung behandelt und, nachdem ihm ein Anzug und sonstige Sachen von Werth zum Geschenk gemacht, mit großer Höflichkeit wieder entlassen. Alle Erwachsenen des Dorfes jedoch, männlichen und weiblichen Geschlechts, werden fortgeführt und nur die Alten und Schwachen zurückgelassen. Von Zeit zu Zeit wird dann die Vertheilung der Sklaven vorgenommen, indem jeder Sklavensäger ein Drittheil seiner Beute an den Ghafuahsultan abtritt. Nach Auflösung der Ghafuah erhält deren Anführer sämmtliche von ihm gestellten Pferde, Kameele, Esel nebst allem Geschirr und Bagage zurück.

Jeder Ghafuah wird ihre Route genau vorgeschrieben, welche sie nicht verlassen darf, damit die verschiedenen Ghafuah nicht zusammenstoßen und miteinander in Kampf gerathen. Der Sultan von Darfur gibt oft in einem Jahre 60 — 70 Salatieh aus. Diese Jagden bringen in die Hände der Fori eine beträchtliche Anzahl von Sklaven. Kämen die Sklaven alle in Darfur an, so würde der Markt überfüllt werden; viele aber sterben wegen schlechter Behandlung auf der Reise oder werden gar getödtet. Wenn ein Sklave, sei es aus Ermüdung oder aus einer andern Ursache, beschließt nicht weiterzugehen, so setzt er sich nieder und sagt: „Kongorongo! tödtet mich!“ Er wird auf der Stelle mit Keulen erschlagen, um seine Gefährten einzuschüchtern und sie abzuhalten, seinem Beispiele zu folgen. Die Sklavinnen werden ebenso behandelt. Viele Sklaven sterben unterwegs infolge Ermüdung oder an Diarrhöe, verursacht durch den Wechsel der Speise und die Einwirkung des Klimas von Tiefsudan; denn die Heimat der Sklaven ist ein gesundes, hochliegendes Land. Mitunter brechen epidemische Krankheiten, wie Dysenterie, unter ihnen aus und rafften fast alle hin. Auch in Darfur erliegen noch viele dem Klima. Man muß sie mit Güte behandeln und einem geeigneten Régime unterwerfen, um sie am Leben zu erhalten. Acclimatisirte Sklaven haben einen bei weitem höhern Preis als neu eingeführte.

Der Sultan von Darfur hat eine völlig unumschränkte, despotische Macht. Wie ungerecht oder unverständlich seine Befehle auch sein mögen, sie werden immer ohne alle Beanstandung ausgeführt. Er wird überhaupt mit der größten Unterwürfigkeit verehrt. Wenn er seinen Divan eröffnet, so redet er Keinen an, außer durch einen Interpreten, deren bei feierlichen Gelegenheiten sieben gegenwärtig sind. Diejenigen, welche Audienz erhalten, knien nieder und ein Interpret ruft ihre Namen aus, indem er hinzufügt: „N. N. grüßt dich gehorsamst!“ Nachdem so alle Namen ausgerufen worden, rufen die hinter dem Stuhle des Sultans stehenden Diener aus: Grüße! Grüße! Dabei wird wiederholt der Dingar, eine große, unförmige Trommel, welche einen sehr lauten Schall hat und bei keiner andern Gelegenheit benutzt werden darf, gerührt. Die Unterwürfigkeit geht so weit, daß, wenn der Sultan ausspuckt, man den Speichel sammelt. Wenn er hustet, als ob er sprechen

wolle, ruft Alles: Is! Is! wenn er niest, ruft man Schako! was ein Ruf der Reiter, womit sie ihr Pferd aufmuntern wollen. Sollte der Sultan beim Ausreiten vom Pferde fallen, so muß sein ganzes Gefolge Dasselbe thun. Bei feierlichen Gelegenheiten wird er mit einem großen Fächer von Straußfedern gefächelt, und wenn er im Staate auszieht, so wird ein großer Sonnenschirm von Straußfedern über ihm hergetragen.

Eine eigenthümliche Feierlichkeit ist das Saatfest, welches an das Saatfest des Kaisers von China und der alten ägyptischen Könige erinnert. Am Ende der Regenzeit zieht der Sultan nach seiner Domäne in der Nähe von Tendelti in feierlichem Aufzuge, gefolgt von 100 der schönsten, jungen Sklavinnen seines Harems in ihren Prachtgewändern und Juwelenschmuck. Jede trägt auf dem Kopfe eine Vase mit reicher Speise. Ihnen folgt eine Schar Korfoa oder junger Sklaven, bewaffnet mit Speeren, und eine Truppe Flötenspieler. So zieht die Procession einher mit Gesang und Musik, bis sie im Felde ankommt, wo der Sultan absteigt und einige Körner sät, während ein Sklave mit der Hacke die Erde umkehrt. Dies ist die erste Ausfaat, die im ganzen Gau stattfinden darf. Die andern Höflinge folgen dann dem Beispiele des Sultans, sodas das ganze Feld bestellt wird. Ein Festmahl im Freien, zu welchem die Sklavinnen die Speisen gebracht haben, beschließt die Ceremonie.

Die Verfassung des Landes ist eine Art Feudalsystem. Die verschiedenen Würdenträger werden nach den Gliedmaßen des Sultans betitelt. So ist der Drondolon, der den Vortrab des Heeres anführt, der Kopf des Sultans. Der Kamneh stellt den Nacken des Sultans vor und hat eine noch höhere Würde als jener; doch ist mit seinem Vorrechte die Pflicht verbunden, sich stranguliren zu lassen, wenn der Sultan in der Schlacht bleiben sollte. Man hat ferner Würden, die sich auf das Rückgrat, den rechten oder linken Arm des Sultans u. s. w. beziehen. Die höchste Würde des Staats ist der Ab-Scheikh oder Vater-Scheikh, welcher dem Sultan beinahe an Macht gleichsteht und wie dieser das Recht des Lebens und Todes ohne Controlle übt. Keiner dieser Beamten bezieht einen directen Gehalt, sondern es werden ihnen eine oder mehrere Provinzen zugewiesen, deren Einkünfte ihnen zufallen; nur müssen sie daraus ein bestimmtes Contingent zur Armee stellen und unterhalten. Die einzelnen Provinzen werden von Gouverneuren regiert, die jenen höchsten Beamten untergeordnet sind, und es ist eine Folge dieses Systems, daß die Gouverneure sich große Erpressungen erlauben und das Land aussaugen. Je wohlhabender ein Ort ist, desto furchtbarer macht sich der dortige Gouverneur. Die niedern Classen befinden sich fast überall in großem Elende.

Unter den Hofbeamten darf der Magueh oder Hofnarr nicht vergessen werden, der ein den mittelalterlichen Hofnarren in Europa sehr ähnliches Costüm und, wie diese, das Vorrecht übt, ungestraft Bemerkungen über hochgestellte Personen zu machen. Der Sultan hat immer mehr dieser Magueh um sich, auch die Gouverneure der Provinzen halten dergleichen. Die Infanterie des Sultans ist neuerdings mit Flinten bewaffnet worden. Die Reiterei führt vortreffliche, ausdauernde Pferde und ist mit zweischneidigen Schwertern, welche aus Deutschland bezogen werden, bewaffnet. Auch ist der Sultan im Besiz mehrerer eiserner Kanonen.

Die Ureinwohner Darfurs waren unstreitig Neger, wie überhaupt auch im übrigen Sudan, was schon aus dem Umstande hervorgeht, daß in Gebirgen Überreste von Negerstämmen infelartig verblieben. Aus Darfur sind die Neger jedoch gänzlich zurückgetreten, und der hier herrschende Stamm der Fori, sowie mit Ausnahme der Araber die übrigen Stämme, gehören der äthiopischen Race an, welche mit den Negern nur die schwarze Farbe gemein hat, sonst aber entschieden kaukasische Gesichts- und Körperbildung verräth, namentlich lebhaft an die Hindu erinnert. Die über das ganze östliche Nordafrika verbreitete äthiopische Race ist vielleicht ursprünglich von Hindostan eingewandert und hat in diesem Falle von dort her auch die Bildung, die sodann den Nil hinunter nach Aegypten kam, mitgebracht. Indes-

sen nicht den Fori oder andern Äthiopiern gehört die in Darfur jetzt heimische Cultur an, sondern diese ist durchgreifend dem Araberthum entsprungen. Die in ihren Stammsitzen, im innern Marrah, verbliebenen Fori erweisen sich als ein sehr rohes Volk. Nicht die in den weiten südlichen Ebenen wandernden schwarzen Araber sind es jedoch, welche das Staatensystem von Sudan und das darin vorwaltende Araberthum begründet haben, sondern diese Gründung geschah vielmehr erst, wie die im benachbarten Uadai verbreiteten, sehr glaubwürdigen Traditionen uns belehren, nach dem Sturze des Khalifats durch die Türken von einzelnen angesehenen Familien, die aus Aegypten hierherkamen, und sich dabei weniger von jenen wandernden Arabern als von den wichtigsten einheimischen Stämmen jener Länder (in Darfur also von den Fori) unterstützen ließen. Der Umstand, daß die Sultane von Darfur ursprünglich Araber waren, dürfte auch den Gebrauch erklären, wonach der Herrscher bei öffentlichen Gelegenheiten mit seinen Unterthanen nur durch Interpreten (Tergiman) verkehrt, welche Alles, was vorgetragen wird, in die arabische Sprache, die Hofsprache, übersetzen. Auch nennt sich der Sultan in officiellen Urkunden „der Ruhm der arabischen Könige“. Zudem sind noch manche Spuren früherer Einwirkungen der Berber verblieben, wie z. B. die Vorsilbe Tin oder Ten bei Städtenamen (Tendelti), was sehr bezeichnend für die Tuarik ist; das häufige Vorkommen des Namens Bochar; das Tragen des Litham (Gesichtstuch), welches, wie schon bemerkt, in Darfur nur dem Sultan, den Prinzen und einigen höchsten Beamten erlaubt, bei den heutigen Tuarik allgemeine Sitte ist.

Gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts herrschte in Darfur Sultan Ahmed-Baker (Bochar). Derselbe hatte sieben Söhne: Dmar, Abul-Kasim, Nis, Nisa, Tirab, Zahir und Abd-er-Nahman. Als Ahmed-Baker sah, daß seine letzte Stunde gekommen, versammelte er die Großwürdenträger um sich und erklärte für seinen letzten Willen, es solle der Thron an seine Söhne der Reihe nach übergehen, deren Prinzen aber ausgeschlossen bleiben, bis seine Söhne alle verstorben seien. Es folgte demnach zuerst Dmar, der nach sieben Jahren in einer Schlacht gegen den Sultan von Uadai fiel. Sein Nachfolger Abul-Kasim regierte ebenfalls sieben Jahre und fiel auf dieselbe Weise. Diesem folgte Tirab, welcher 33 Jahre regierte und den Frieden, Prunk und sinnliche Vergnügungen liebte. Während dieser Regierung herrschte Überfluß im Lande. Gegen das Ende derselben aber machten den Sultan die Ausschweifungen seiner 50 Söhne verhaßt, welche ganz Darfur zu durchreifen pflegten und sich zueigneten, was ihnen gefiel. Einer ging so weit, daß er nicht mehr auf Pferden, sondern nur auf Männern reiten wollte und dazu Jeden auf der Straße aufgriff. Der älteste Prinz Ischak war besonders habgierig und tyrannisch. Nach langem Frieden beschloß endlich Tirab Krieg gegen Kordofan, unter dem Vorwande, räuberische Anfälle, die auf der Grenze von Darfur vorgefallen, zu bestrafen, im Grunde aber, um seine Brüder und Neffen, die im Kriege fallen möchten, und mit ihnen den letzten Willen Ahmed-Baker's zu beseitigen und seinem eigenen Sohne, dem Prinzen Ischak, Platz zu machen. Die Herrschaft über Kordofan scheint überhaupt stets Streit zwischen den Fürsten von Sennaar und Darfur veranlaßt zu haben; das schöne Weideland lag gewissermaßen als Zankapfel zwischen sie hingeworfen. Es hatte bereits früher zu Darfur gehört, war dann durch Theilung wieder abgetrennt, im Jahre 1739 aber von Sennaar erobert worden, worauf das Land eigene Meliks (Vizekönige) regierten.

Kordofan wurde von Tirab mit leichter Mühe eingenommen und El-Haschim, der regierende Melik, nach Sennaar vertrieben. Tirab verblieb ein Jahr in Kordofan und starb daselbst. Der Rath der Fürsten trat dann zusammen, um den neuen Sultan zu ernennen, und beschloß, Nis wegen seines heftigen Charakters, Zahir wegen der großen Anzahl seiner Kinder zu übergehen, aber Abd-er-Nahman, den jüngsten Sohn Ahmed-Baker's, auf den Thron zu setzen (1787). Diese Wahl erregte allgemeine Zufriedenheit. Abd-er-Nahman hatte es verstanden, sich den Ausschweifungen der Söhne Tirab's gegenüber als ein musterhafter Prinz zu erwei-

sen. Er hatte den Koran auswendiggelernt und sich des Geschstudiums beflissen. Er hatte sich das Ansehen großer Armuth und Enthalttsamkeit gegeben und nannte sich Fakir (Gelehrter). Abd-er-Nahman, der ebenfalls in Kordofan weilte, brach sofort nach seiner Ernennung zum Sultan nach Darfur auf, wo inzwischen Ischak die Regierung angetreten hatte. Ischak wurde in zwei Schlachten geschlagen und fiel in der zweiten, sodas Abd-er-Nahman die unbestrittene Herrschaft des ganzen Landes erhielt. Er errichtete nun seinen Fasher in Tendelti und bewirkte manche Reformen. So unterdrückte er möglichst die herrschende Trunksucht und sonstige Ausschweifungen und sorgte für größere Sicherheit der Heerstraßen. Handel und Wohlstand erblühten; die jährlichen Karavanen nach Agypten zählten an 15000 Kameele.

Abd-er-Nahman ernannte, seinem Versprechen gemäß, den Eunuchen Mohammed-Kaurra zum Ab-(Water-) Scheikh, die höchste Würde in Darfur, welche aber nur ein Eunuch bekleiden kann, da sonst befürchtet wird, der Ab-Scheikh möchte sich des Thrones bemächtigen. Kaurra hatte sich unter Tirab mit der größten Gewandtheit und Beharrlichkeit zum Befehlshaber der Leibgarde emporgearbeitet. Wie groß diese Beharrlichkeit war, zeigte sich unter Andern darin, daß er einst, von seinen Feinden eines Einverständnisses mit einer Weischläferin Tirab's beschuldigt, den Zorn des Sultans dadurch befänstigte, daß er sich mit eigener Hand zum Eunuchen machte. Es war nun eben unter dem Einflusse dieses Befehlshabers der Leibgarde geschehen, daß der Rath der Fürsten zur Wahl Abd-er-Nahman's bestimmt worden. Als der vertriebene Melik Hashim später nach Kordofan zurückkehrte und dieses Land wieder in Besitz nahm, wurde er von Kaurra abermals vertrieben.

Im Jahre 1799 eröffnete der General Bonaparte von Agypten aus eine Correspondenz mit Abd-er-Nahman. Bonaparte erkannte, zu welch unermeslich wichtigen Folgen diese Verbindung führen könnte, und verkehrte nicht nach gegenseitigen Freundschaftsversicherungen sofort einen geeigneten praktischen Verkehr anzuknüpfen. Er schrieb dem Sultan, ihm unverzüglich eine Sendung von 2000 jungen, aber über 16 Jahre alten und starken Sklaven zu machen, für welche er ihm einen guten Preis zu zahlen bereit sei. Die Ausführung dieses Geschäfts verhinderten jedoch die Ereignisse. Es wäre wahrlich keines der geringsten Verdienste Bonaparte's gewesen, wenn es seinem scharfen Blicke gelungen, auf diese Weise, die unter den Umständen die einzig praktische war, Europa den Verkehr mit Innerafrika zu eröffnen. Auch mit dem Großsultan in Konstantinopel knüpfte Abd-er-Nahman einen Verkehr an und erhielt von diesem ehrenvolle Prachtgeschenke.

Als Abd-er-Nahman nach langer Regierung verstorben, gelang es dem Mohammed-Kaurra, dessen minderjährigen Sohn, Mohammed-Fahdel, obwol nur nach Unterdrückung eines Aufstandes, auf den Thron zu setzen. Kaurra, der nun als Ab-Scheikh Regent des Landes war, hielt den minderjährigen Sultan sehr gegen dessen Willen an, sich durch strenge Studien zum Antritt der Regierung vorzubereiten. Ebenso regierte er das Land mit strenger Hand und sorgte für gute Ordnung. Es gelang daher den Höslingen, das Gemüth des Sultan gegen den Ab-Scheikh aufzureizen, so daß dieser zur Selbstvertheidigung eine Insurrection gegen den Sultan beginnen mußte, in welcher er aber geschlagen wurde und sein Leben verlor.

Kordofan befand sich unter der Herrschaft der Sultane von Darfur, wie früher auch unter denen von Sennaar, wohl, denn die Abgaben waren nicht drückend, die Regierung mild. Der Handel breitete sich nach allen Richtungen aus, Karavanen aus Abyssinien, aus Innerafrika, aus Agypten, brachten ihre Waaren in die zwei Städte Dbeehd und Bara, von wo der größte Theil wieder weiterging. Alles lebte in Überfluß. Selbst Weiber der minder Bemittelten trugen in Nasen und Ohren goldene Ringe, ja viele selbst goldene Armbänder und silberne Fußringe. Viehzucht und Ackerbau waren gut bestellt. Da sandte im Jahre 1821 Mehemed-Ali, Pascha von Agypten, seinen Schwiegersohn, den berühmtesten Mohammed-Bei El-Destferdar, mit einem Corps von 4500 Mann Infanterie und Cavalerie, acht Feldstücken und 800 Beduinen ab, um Kordofan seiner Macht zu unterwerfen. Den Grund oder

den Vorwand für dieses Unternehmen gaben dem Pascha die Mamluken ab, die sich auch in Kordofan eingenistet hatten. Nachdem dieselben nämlich 1798 durch die Franzosen aus Aegypten waren vertrieben worden, wandten sie sich nach Rubien und bis nach Dongolah, von wo sie Mehemed-Ali, da sie ihn in seiner Macht bedrohten, vertrieb, sodaß sie endlich eine Zuflucht in Sennaar und Kordofan suchten. Als das Land Kordofan von den Absichten des Pascha Kenntniß erhielt, bereitete sich die Bevölkerung mit aller Kraft zum Widerstande vor. Musalem, der Melik, zog dem Desterdar bis Bara entgegen. Sein zahlreiches Heer war zwar nach Landesitte gut bewaffnet, hatte aber keine Feuergewehre, welche man damals in Kordofan noch nicht kannte. Die Schlacht war mörderisch. Die Fori-Kordofaner stürzten sich wie Rasende in den Kampf und vertheidigten ihre Freiheit mit Todesverachtung, ja selbst Weiber nahmen an dem Gefecht theil. Die Schlacht wurde, nachdem der Sieg lange geschwankt, endlich durch den Tod Musalem's, des Anführers der Fori, entschieden. Zwei Tage darauf zog der Desterdar in Obeedh ein und begann sofort sein echttürkisches Regiment. Die Stadt wurde geplündert und fast ganz zerstört, die vorgesundenen beträchtlichen Reichtümer eignete sich der Desterdar ohne weiteres zu. Das Land ergab sich ohne fernern Widerstand bis an den Berg Deier, 20 Stunden von Obeedh, wo die Freiheit sich noch viele Jahre behauptete. Der Desterdar bot alles Mögliche auf, dieses Land herabzubringen, und sein Name ist noch gegenwärtig ein Schrecken für die Einwohner. Keine Feder ist im Stände die Grausamkeiten zu beschreiben, welche er ausübte. Mit Ausnahme einiger Dschelabi (Kaufleute) sah man bald keinen bemittelten Einwohner, denn das Land wurde vollkommen ausgefogen. Zu gleicher Zeit wurde Sennaar von den ägyptischen Heerführern Ismael-Pascha und Ibrahim-Pascha erobert.

So stand nun Kordofan dem Staate Darfur nicht nur feindlich gegenüber, sondern das dortige, rein zerstörende Regiment erregte allgemeinen Schrecken, fortwährend durch Flüchtlinge, die den unerhörtesten Gräueln entronnen waren, wachgehalten. Wiederholte Anzeichen, daß die entsetzliche Verheerung auch bald über Darfur selbst hereinbrechen werde, mehrten sich. Mehemed-Ali nahm sich der Sache des Fori-Prätendenten Abu-Madian (Medina) an, um die Eroberung des Landes einzuleiten. Abu-Madian war ein jüngerer Bruder des Sultans Mohammed-Fahdel, welcher, wie dies bei den Sultanen von Darfur gewöhnlich, um der sichern Thronfolge seiner Söhne willen seine Brüder aus dem Wege zu räumen wünschte. Er hatte bereits seinen Bruder Mohammed-Belhari tödten lassen, und hielt die beiden jüngern Brüder in einer Art Gefangenschaft, aus der sie, weil in steter Lebensgefahr, nach Kordofan entflohen. Abu-Madian's Bruder, sein Gefährte auf der Flucht, wurde unterwegs ergriffen und auf Befehl des Sultans geblendet; Abu-Madian selbst aber entkam. Er wurde von den ägyptischen Behörden mit der äußersten Zuversicht empfangen, und Mehemed-Ali, der wohl sah, daß Darfur sich auf diese Weise leicht von Aegypten abhängig machen ließe, versprach ihn auf den Thron von Darfur mit Waffengewalt einzusetzen (1833). Mehemed-Ali's Verhältnisse mit Europa verhinderten lange die Ausführung des Unternehmens; endlich aber beschloß er eine Armee von 12000 Mann nach Darfur zu expediren. Auf die Vorstellungen des Gouverneurs von Kordofan jedoch, es bedürfe eines so großen Heeres nicht, begnügte er sich den in Kordofan stationirten 7000 Mann starken Negerregimentern ein kleines Hülfscorps Numelioten zuzusenden. Durch die Meuterei dieser Regtern scheiterte indessen das ganze Unternehmen. Als eine natürliche Folge dieser Verhältnisse hat Darfur sich seitdem aufs strengste gegen Aegypten abgesperrt. Es wurde keinem Weißen der Zutritt ins Land gestattet, da man sie alle für Spione des Vicekönigs hielt; oder wenn man einen zuließ, so wurde ihm jedenfalls nicht die Rückkehr gestattet. Der sonst so großartige Handelszug von Darfur nach Aegypten hörte gänzlich auf und wandte sich fortan nach Westen über Uadai, Bornu, Fezzan und Tripolis. Im Jahre 1842 starb der Sultan Mohammed-Fahdel, und es folgte sein Sohn Hussein.

b) Uadai.

Uadai, welches auch die Namen Uadabeh, Bargu, Borgu und Dar-Saleh führt, ist die weitere westliche Senkung des Landes nach dem Tschadsee zu und ein wellenförmiges, von Osten nach Westen von niedrigen Bergen und zahlreichen Gewässern durchzogenes Land mit höchst ergiebigem Boden, im Ganzen eines der reizendsten Länder von Sudan. Es grenzt im Osten an Darfur, von welchem es durch einen Waldstrich geschieden wird, im Westen an Bornu, von dem es durch den Tschadsee, und an Bagirmeh, von dem es ebenfalls durch einen Grenzwaldstrich getrennt wird, im Süden an weite Haiden, bewohnt von wandernden Arabern, und im Norden an Dar-Tamah, ein den hohen Hamadasaum der Sahara bildendes Gebirgsland. Die hervortretendste Eigenthümlichkeit des Landes besteht in den beiden parallelen, an 50 geographische Meilen voneinander entfernten Thälern Batha (die Niederung) und Botaja (die kleine Niederung), welche das Land von Westen nach Osten quer durchlaufen und in drei ungleiche Theile trennen. In diesen Thälern ziehen in der Regenzeit starke Flüsse mit bewaldeten Ufern. Die Batha versiegt auch in der trockenen Zeit nicht und soll, wie die Botaja, in den, im westlichen Uadai befindlichen großen See Fittri münden. Dieser See Fittri ist jedoch in neuerer Zeit ausgetrocknet und Marschland geworden, das nur zuweilen einiges Wasser enthält. Beide Thäler haben einen höchst ergiebigen und wohlangebauten Boden und die Abhänge derselben sind dicht mit Dörfern besetzt. Den Süden von Uadai durchzieht in weitem Bogen von Osten nach Westen der aus Darfur kommende Tro, ein ansehnlicher Fluß während der Regenzeit; derselbe wendet sich unter dem Namen Salamat nach Bagirmeh, wo er in einen dortigen See münden soll. Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß er sich in den Schari ergießt. Das Klima ist ausnehmend schön. Nur hat man hier gegen Anfang des Herbstes Orkane von furchtbarer Heftigkeit, die einen Monat anhalten und, von der Sahara her einbrechend und unermessliche Wirbel feinen Sandes hertreibend, große Verheerungen anrichten. Die heißeste Zeit fällt mit der Regenzeit, und die Zeit der geringsten Wärme, der Winter, mit der trockenen Zeit zusammen. Die Folge der Jahreszeiten ist gewissermaßen Winter, Sommer, Herbst, Frühling. Obgleich die meisten Flüsse während des Winters versiegen, so vertrocknen sie doch nicht, und man hat in allen Theilen des Landes immer reichliches Wasser in Brunnen. Der Boden ist in Folge dessen, wie schon bemerkt, überaus ergiebig: überall sieht man fruchtbare Gefilde und reizende Gehölze. Obst, Gemüse, Mais und Hirse wird in Ueberfluß erzeugt; die zahlreichen Weiden bedecken zahlreiche Heerden. Die Bevölkerung ist sehr dicht.

Die Einwohner von Uadai theilen sich in zahlreiche, oft wesentlich voneinander verschiedene Stämme. Im Süden und Westen wohnen die Kuka, Kudku, Digo, Dadscho, Maubel, Virguid, Heimat, Bendalak, Fittiri; im Norden die Goran, Verti, Mimeh, Geimir, Mesmedjeh, Madago, Belahleh, Dedscho, Haleilat; im Osten die Massalat, identisch mit den gleichnamigen im Westen von Darfur. Die Senauni bewohnen das eigentliche Uadai, den mittlern Theil des Landes. Ihr Stammsitz ist, wie der der Fori in Darfur, ein Gebirge, der Senaun und Melangan im Norden der obern Batha. Die Senauni bilden den herrschenden Stamm, welchem die regierende Familie, die höhern Beamten, sowie die Leibgarde angehören. Sie sind starker Statur und tiefschwarzer Farbe. Die Botaja wird von den Kaschmireh bewohnt und fleißig angebaut. Ihre Wohnsitze ziehen sich in dichter Reihe vier Tagereisen weit längs des Nordabhanges des Thales hin. Es sind wohlhabende Leute mit zahlreichen Familien, einfachen, friedlichen Wesens, mittler Statur und gemischter Farbe, die einen weißen Ursprung vermuthen läßt. Sie haben eine eigenthümliche Sprache. Die Massalat sind brauner Farbe, mittler Höhe und bevölkern dicht eine weite Ebene. Die Kuka, welche im Südosten einen zahlreichen Stamm bilden, sind ursprünglich Dschenakherah, heidnische Neger von Obersudan im Süden von Uadai. Sie haben ausgezeichnet schöne Frauen. Um jährlich eine Ernte dieser schönen Negerinnen für den Harem des Sultans zu erhalten, wurde ein ganzer

Stamm dieser Dschenaherah hierhergepflanzt, welcher nun jährlich eine Anzahl der schönsten Mädchen in den Harem des Sultans liefern muß, meist an 60—100 zum Alter von 10—14 Jahren. Die Fittri bewohnen gleichfalls ein ausgedehntes Land an der untern Batha und dem Fittri. Ihr Melik (König), welcher in Jaua residirt, hat fünf Unterkönige. Die Goran bewohnen den Norden Uadai, welcher meist Weideland umfaßt, in zerstreuten, kleinen Dorfschaften. Sie besitzen große Heerden von Schafen, Pferden und Kameelen, sind klein, von hellbrauner Farbe, und scheinen nicht von sudanischem Ursprunge. Die Weiber dieses Stammes haben schöne Formen.

Die Hauptstadt, Uarah, liegt im Stammlande von Uadai, im hügeligen Lande an der obern Batha, in einem kleinen Bergkessel, von steilen, hohen Hügeln rings umwallt, zu welchem nur zwei schmale Engpässe die Thore bilden. Die Stadt ist nicht sehr groß und fast nur von den Hofleuten bewohnt. Die Häuser haben nur ein Stockwerk, sind aber meist besser als in Darfur und von sonnengetrockneten Ziegeln erbaut. Den Hof umzäunt eine Mauer von mit Steinen gemischtem Lehm, welcher sehr fett ist und, wenn dem Regen und der Sonne ausgesetzt, eine weiße Kruste ansetzt, welche so hart wie Eisen wird. Der Palast des Sultans nimmt einen sehr großen Theil der Stadt ein; die andern großen Herrschaften begnügen sich jedoch daselbst mit kleinen Wohnsitzen. An der Südseite der äußern Palastmauer befindet sich ein großer Platz, der Fascher, wie man hier diesen Platz ausschließlich nennt, während man in Darfur darunter die ganze Residenzstadt versteht. Eine doppelte Allee von Akazien schmückt den Fascher von Uarah. Daselbst befindet sich die große Moschee.

Das Thor des Palastes am Fascher ist Jedem zugänglich. Hier befindet sich die Wache der Dsban oder Leibgarde, welche eine imponirende Rüstung hat, einen kurzen Rock, eisernen Helm und eine schwere Keule. Jeden Abend zieht die Wache auf, 1000 Mann stark; 500 Mann bilden die Garnison innerhalb der Mauer, 500 Mann bleiben draußen. Sie marschiren in vier Abtheilungen auf und machen ein furchtbares Gelärme mit ihren Trommeln und Tamburinen. Im ersten Hofe des Palastes befindet sich ein kleines viereckiges Gebäude, das Tribunal, wo der Sultan zu Gericht sitzt. Das Thor des zweiten Hofes wird von einer Anzahl Pagen und Reitknechte bewacht. Das dritte, das sogenannte eiserne Thor, ist mit eisernen Platten belegt. Im Hofe innerhalb desselben befindet sich der Kasr, wo der Sultan während des Ramadan jeden Nachmittag den Koran vorlesen hört, und das Geschäftsbureau, wo der Sultan täglich einige Stunden zubringt und Geschäfte abmacht. Er sitzt in diesem Bureau hinter einem Vorhange von Matten, die aus einem feinen Grase mit großer Geschicklichkeit geflochten sind, und ihm erlauben, die Anwesenden sowol zu sehen als zu hören, ohne selbst gesehen zu werden. In demselben Hofe befinden sich die Wohnungen der Eunuchen und jungen Pagen. Nun folgt das vierte Thor, durch das nur der Sultan und die jungen Pagen eingehen dürfen, und das zum innern Hofe führt, wo sich das Privathaus des Sultans und der Harem befinden. Alle Mauern sind sechs Fuß hoch. Die Gebäude vom Palaste haben nur ein Stockwerk, außer dem Privathause des Sultans, welches ein zweites Stockwerk hat, versehen mit drei Fenstern, von wo man ganz Uarah übersehen kann.

Der Sultan von Uadai herrscht absolut, jedoch mehr der Form als dem Wesen nach; denn acht hohe Beamte, die Kamkolat, bilden einen hohen Rath, dessen Erlasse vom Sultan ohne die Genehmigung des Großkadi nicht umgestoßen werden können. Der Sultan kann zwar die einzelnen Kamkolat absetzen, sollte er sich jedoch im Ernste der gesammten Körperschaft widersetzen wollen, so würde dies eine Revolution zur Folge haben. Zwei mal die Woche, Montags und Freitags, gibt der Sultan öffentliche Audienz auf dem Fascher, was mit großem Pomp vor sich geht. Er nimmt dann einen Sitz im Tribunal der Kamkolat ein. Die Kadi, Musti, Ulema und Scherif und andere Würdenträger kauern vor dem Sultan nieder. Vorn zwischen dem Hofe und dem Publicum stehen die sieben Interpreten, welche dann, die

Versammlung anreden: „Kadi, der Sultan grüßt dich! Ulema des Islam, der Sultan grüßt euch!“ und so fort. Das angeredete Individuum klatscht in die Hände und verbeugt sich zwei mal bis zur Erde, einmal rechts und einmal links. Während der ganzen Zeit werden die großen Trommeln und Tamburinen ununterbrochen gerührt, und, sobald deren Noten sich erhöhen, fällt die ganze Gesellschaft mit einem leisen Händeklatschen ein. Zugleich schlagen die Soldaten, welche rings um die Versammlung aufgestellt sind, lange eiserne Stangen, die sie in den Händen tragen, zusammen und rufen aus: „Ruhm dir, o Sultan, Büffel der Kühnheit! Verleihe Gott dir Sieg über unsere Feinde, dir, unserm Herrn!“ Ferner sind die Kabertu anwesend, welche auf einem erhöhten Orchester lange Trompeten blasen, und gegenüber befindet sich das Orchester der Pauken, die jedesmal gerührt werden, wenn der Sultan auf dem Fackler erscheint. Endlich marschirt dann und wann die Garde in Rotten, Trommeln an der Spitze, durch die Versammlung. Diese Pauken, Tamburinen, Trommeln, Trompeten, Posaunen, eisernen Stangen und Händeklatschen bilden ein Concert, von dessen Ensemble man sich nicht leicht eine Vorstellung macht. Die Einfuhr von Uadai besteht ungefähr in denselben Artikeln wie in Darfur. Die gesuchtesten Artikel sind Glasperlen, natürliche und künstliche Korallen, Rattun, Parfümerien, Rüstungen, Säbeln und Kupfer. Die Skavenjagd, welche, wie in ganz Sudan, den wichtigsten Erwerbszweig bildet, ist hier, wesentlich verschieden von Darfur, ausschließlich in den Händen des Sultans, welcher dazu eigene Expeditionen ausrüstet.

Die regierende Familie von Uadai rühmt sich der Abkunft von den Abbasiden. Mehrere Abkömmlinge dieser großen Familie sollen, als diese von den Türken und Mamluken auch aus Aegypten vertrieben worden, im innern Afrikas Zuflucht gesucht haben. Einer von diesen, Saleh, kam nach Sennaar und von da nach Uadai, wo er sich im Gebirge der Selauni niederließ. Er bekehrte diese zum Islam und wurde zu ihrem religiösen Haupte ernannt, worauf er die benachbarten Stämme ebenfalls mit Waffengewalt zum Islam bekehrte. Die Selauni sind daher der herrschende Stamm in Uadai. Nach Andern sollen die regierenden Häuser von Kordofan (das jedoch schon lange vertrieben ist), Darfur und Uadai von dem arabischen Stamme der Fesarah begründet worden sein.

Ungeachtet der weisen Einrichtung, die Grenzen mit öden Waldstrecken zu umgeben, scheint die frühere Geschichte von Uadai doch fast nur aus Kriegen mit den Nachbarstaaten bestanden zu haben. Einer der ausgezeichnetsten Sultane von Uadai war Sabaun (Abd-el-Kerim), der gleichzeitig mit Mehemmed-Ali von Aegypten auftrat und diesem an Festigkeit, Intelligenz und Gewandtheit, aber auch in Grausamkeit, Grausamkeit und Lücke ziemlich gleich. Bei seinem Regierungsantritte (1804) hatte er seinen zwei Halbbrüdern den Thron streitig zu machen. Als daher sein Vater, Sultan Saleh, verschied, überfiel er noch in derselben Nacht mit seiner Partei, die er sich zu dem Behufe seit längerer Zeit organisiert hatte, den Palast und setzte sich nach Anrichtung eines furchtbaren Blutbades in Besitz desselben. Hierauf begab er sich in das Zimmer, wo die Leiche des Sultan Saleh im Staate lag, umringt von den Weibern des Harem. Er bereinte bitter den Tod seines Vaters und verlangte die Insignien der Sultanschaft, das königliche Siegel, den Säbel, das Amulet und den Thronsigel, welche ihm gebracht wurden. Seine Halbbrüder, Ahmed und Asib, waren inzwischen in den Provinzen umhergeteilt und hatten das Volk übermüthig ausgeplündert. Sie zogen nun mit einer Armee heran, welche in die Flucht geschlagen wurde. Sabaun wurde dann als Souverän von Uadai anerkannt. Nach Verlauf von zwei Monaten brachte Ahmed eine neue starke Armee zusammen; allein Sabaun zog ihm in Eilmärschen entgegen, ehe der Aufbruch sich ausbreiten konnte, und warf den Feind über den Haufen. Ahmed, von seiner eigenen Armee ausgeliefert und im Triumph nach Uarah geführt, wurde geblendet ins Gefängniß geworfen, wo er zeitlebens verblieb. Die Anführer seiner Armee wurden hingerichtet. Nachdem Sabaun sich auf diese Weise in Besitz des Landes gesetzt,

regierte er mit großer Gerechtigkeit und Umsicht und erwarb sich allgemeine Verehrung. Die durch Räuber gestörte Sicherheit der Straßen wurde wiederhergestellt. Auch des andern Bruders, des Asib, entledigte er sich, indem er ihn von Darfur, wohin er geflohen, nach Uadai zurücklockte und dann erschlug. Bagirmeh, dessen Sultan sich außerordentlichen Ausschweifungen überließ, wurde erobert und ein neuer Sultan dort eingesetzt. Sabaun unterstützte Gelehrte aller Art. Besonders aber förderte er den Handel. Er machte die größten Anstrengungen eine neue Karavanenstraße gerade durch die Wüste über Udschila (Augila) nach Benghasi herzustellen, wodurch Uadai sowol von Darfur wie von Fezzan in commercieller Hinsicht unabhängig geworden wäre. Die Straße über Fezzan war von jeher die gewöhnliche nach dem Mittelmeere; doch sah man sich in Murzuk sehr großen Erpressungen ausgesetzt. Auch mit Aegypten strebte Sabaun einen unmittelbaren Verkehr anzuknüpfen, was jedoch durch Darfur, welches die an dessen Nordwestgrenze vorbeiziehenden Uadai-Karavanen ausplündern ließ, vereitelt wurde. Sabaun starb gewissermaßen auf seinem Plage als Regent. Als er nämlich einst bei Nacht von seiner Mutter, die unfern Uarah auf dem Lande wohnte, incognito und ohne Begleitung zurückkehrte, überraschte er zwei Räuber, die eine Kuh forttrieben. Er verfolgte die Räuber heftig, um sie gefangenzunehmen, und ward von ihnen getödtet. Ihm folgte auf dem Throne sein Sohn Abd-el-Kader, und dann dessen Bruder Kharisein, der das Volk so sehr tyrannisirte, daß es ihn ermordete. Die Verschworenen setzten Kharisein's jungen Sohn, Ketschib, auf den Thron, welcher, als er bald an den Blattern starb, heimlich begraben und von einem ihm sehr ähnlichen Knaben, den man dessen Rolle spielen ließ, ersetzt wurde. Mit Hülfe Darfurs gelang es jedoch einem jüngern Bruder Sabaun's, sich des Thrones von Uadai zu bemächtigen. Sein Wunsch mit Aegypten in Verkehr zu bleiben, verursachte aber ein Zerwürfniß mit Darfur, so daß auch Uadai in neuerer Zeit nach Osten abgesperrt worden ist.

In den weiten weidreichen Ebenen im Süden von Darfur, Uadai und den andern Sudanstaaten ziehen die so merkwürdigen wandernden Araber umher. Die Zeit des Eindringens dieser, jetzt bereits afrikanisch gebräunten, fast schwarzen Araber ist unbekannt; doch sprechen viele Gründe dafür, daß dies lange vor dem Aufblühen des Islams geschehen. Der Impuls muß direct von Semem her wiederholt erfolgt sein, und die Wanderung nahm ihren Zug längs der Atbara und des Nordwestrandes des äthiopischen Hochlandes (Abyssiniens), welches die Söhne der Wüste umgingen, und ergoß sich endlich über den größten Theil des nördlichen tropischen Afrika. Diese Stämme haben sich überall in der ihnen eigenthümlichen Unabhängigkeit bewahrt. Wegen ihrer Gastfreundlichkeit und Tüchtigkeit als Handelsleute sind sie in Darfur und Uadai überall beliebt und in Ansehen gehalten. Sie führen ein nomadisches Leben und ziehen von einer Weide zur andern, sind reich an Kamelen, Pferden, Schafen, Rindern, Sklaven, Silber und Korallen wie auch an Waffen. Die in der Nähe von Darfur und Uadai ziehenden Stämme zahlen an die respectiven Sultane einen jährlichen freiwilligen Tribut, verweigern denselben jedoch oft. Verluße, eine regelmäßige Zahlung des Tributs zu erzwingen, sind noch immer misslungen. Sie beziehen von Darfur und Uadai ihren Bedarf an Hirse, Mais und Kleidung und liefern dagegen Butter, wilden Honig, Vieh, Häute wilder und zahmer Thiere, lederne Säcke, Peitschen, Stricke. Die Jagd gibt ihnen vielfache Ausbeute, und Straußfedern kauft man bei ihnen um ein Geringes, ebenso Elfenbein und Rhinoceroshörner. Butter erzeugen sie in außerordentlicher Menge, könnten aber leicht noch viel mehr gewinnen, da sie Milch in größtem Überflusse haben.

Die Mittheilungen über Nisudan sind nothwendigerweise sehr unvollständig. Uadai ist noch nie von einem Europäer besucht worden, und Burckhardt war der Erste, der uns den Namen dieses Landes nannte. Auch in Darfur ist, wie schon erwähnt worden, seit dem Jahre 1793 kein Europäer eingedrungen, welches Land W. G. Browne damals gewissermaßen erst entdeckte. Unglücklicherweise aber kämpfte die-

ser unternehmende und einsichtsvolle Reisende während des größern Theils seines dreijährigen Aufenthalts in Darfur mit Krankheit, sodaß er in seinen Forschungen und Beobachtungen behindert war. Auf Browne's Reise folgte die französische Expedition nach Agypten, und wenn diese auch im Ganzen mißlang, so wurde doch, wie oben erzählt, die Gelegenheit nicht ganz versäumt, mit Darfur Verbindungen anzuknüpfen. Seitdem ist Ostfudan nur noch von dem Araber Scheikh Mohammed Ibn-Omar aus Tunis besucht worden. Dieser vielgereiste, vielgewandte, vielerfahrene Mann kam im Jahre 1805 nach Darfur und brachte hier acht Jahre, und dann ein Jahr in Uadai zu, und zwar unter besonders günstigen Umständen. Schon sein Vater hat nämlich wegen seiner Gelehrsamkeit in Darfur und Uadai in hoher Achtung gestanden, und auch sein Onkel, ein angesehener Kaufmann in Darfur selbst, war nicht minder beliebt. Der Reisende erfuhr daher sowohl von dem Sultan von Darfur wie von dem Uadai's besondere Gunst. Nach seiner Rückkehr nach Agypten im Jahre 1832 wurde er Revisor und Corrector der medicinischen Schule von Abu-Sabel, später Hauptrevisor derselben, und verfaßte in dieser Stellung über seine Reisen ein geistreiches, jedoch orientalisches weitschweifiges und voluminöses Werk. Es war die Absicht des Dr. Vogel, wenn es ihm nicht gelingen sollte, in das Innere Afrikas weiter einzudringen, über Uadai und Darfur nach Europa zurückzukehren, in welchem Falle wir dann im Besitze der uns noch gänzlich fehlenden wissenschaftlichen Auskunft über Ostfudan gelangen würden.

c) Bornu.

Wir haben bei Ostfudan etwas länger verweilt, weil es bisher fast unbekannt gewesen, die Verhältnisse seiner beiden Königreiche aber über die des ganzen Sudan viel Licht verbreiten; wir können uns daher umso mehr über das westliche Sudan hier kürzer fassen, zumal wir nunmehr nach Dr. Barth's glücklicher Heimkehr darüber nähere Mittheilungen zu erwarten haben.

Bornu ist der nordwestliche Theil der großen Tiefebene des Tschadsees und erstreckt sich bis zum Hochlande der Komara als eine ununterbrochene flache Savanne, die aus tiefgründigem Culturboden besteht. Die auffallendste Eigenthümlichkeit des Landes ist der Tschadsee, durch welchen es an seiner Ostgrenze von Uadai getrennt wird. Das Wasser des Sees ist frisch und klar, aber seicht und nur 8—15 Fuß tief. Allein Tiefe wie Ausdehnung des Sees sind nach den Jahreszeiten sehr verschieden. Der größte Theil des Sees ist ein Labyrinth von Inseln, unter denen die größten an fünf englische Meilen umfassen. Die Kanäle zwischen den Inseln werden von zahlreichen Fischen, Wasservögeln, Krokodilen und Flußpferden bewohnt. Dieselben fehlen im offenen Theile des Sees, Inkibul (Weißes Wasser) genannt. Die Breite des Sees beträgt nach Overweg 60—80, nach Denham 150 Meilen. Die beträchtlichsten Inselgruppen befinden sich in der Mitte und an der Nordostseite. Die Bewohner derselben sind die Bidduma, unabhängige Heiden (Nichtmohammedaner), welche ihre mächtigen Nachbarn noch nicht haben unterjochen können. Es sind kräftige, untersehte Leute von schwarzer Farbe und regelmässigen Gesichtszügen. Beide Geschlechter tragen lange schwarze Gewänder, Sandalen, Halsbänder von weißen und rothen Perlen, Armabänder von Elfenbein. Die Weiber tragen einen Kopfschmuck, der aus zwei 15 Zoll langen über den Kopf zurückgeschlagenen schmetterlingsartigen Flügeln besteht. Die Bidduma haben eine eigenthümliche Sprache, führen als Hauptwaffe die Lanze und beschiffen den See in Booten, die aus Planken gezimmert, 40—50 Fuß lang, 6 Fuß breit und 2 Fuß tief sind und bei der geringen Tiefe des Sees mit Stangen fortgestoßen werden. Sie bauen Hirse und Baumwolle und halten zahlreiche Rinder, Ziegen und Pferde. Der Tschadsee liegt nur 850 Fuß über dem Meere.

Der Hauptzufluß des Tschad ist der Schari, der von Süden her einfließt. Am Uadaiufer scheint der See keinen Zufluß zu haben, wonach sich also bestätigen würde, daß die Gewässer von Uadai sich im Fitriise sammeln. Von Westen her

fließt in den See der Jo oder Jeau, gewöhnlich in Bornu der Komadugu, d. h. der Fluß, genannt, welcher Bornu von Westen nach Osten durchfließt. Er führt sieben Monate lang, bis Ende Februar, fließendes Wasser und hat im November Überschwemmung. Die reizend bewaldeten und fruchtbaren Ufer sind dicht bewohnt. Die Alluvialebene von Bornu ist zwar überall fruchtbar, die nördlichen Theile jedoch kahl. Die Holzung besteht fast nur aus Akazien und Tamarinden; Palmen finden sich nur an den unmittelbaren Ufern des Flusses. Kein einziger Baum oder Strauch ist hier ohne Dornen. Im Ganzen waltet eine Savannenvegetation vor mit spärlichem Baumwuchs; während der trockenen Zeit verdorrt das Gras und verkümmert das Laub der Bäume. In den südlicheren Theilen, besonders wo das Land hügelig, ist reichere Lehm Boden und üppigerer Pflanzenwuchs. Hier werden 15 verschiedene Nutzpflanzen angebaut und wachsen 47 verschiedene Baumarten, von welchen 32 Obst und drei eßbare Blätter und Wurzeln liefern. Die Bezirke von Gujeba, im Süden, und Uje, im Südosten von Bornu, scheinen die fruchtbaren und am besten angebauten des Landes.

Die Einwohner von Bornu (an zwei Millionen) sind die Kanowi oder Kanuri (oder Bornuesen), welche Hirse, Mais und Baumwolle anbauen und in vielen kleinen Dorfschaften zerstreut wohnen, und die Schua, die in Lagern wohnende wandernde Hirten sind und einen der Hauptstämme der Araber in Sudan bilden. Der Hof und die herrschenden Krieger im Lande gehören indessen zu den Kanumbu, welche namentlich am Komadugu (in Bornu) die besten Sitze innehaben. Dieselben stammen aus Kanum im Norden des Tschad, sind übrigens mit den Kanuri oder Kanowi nahe verwandt. Als nämlich im Jahre 1805 die Fellatah unter ihrem großen Emir Saki-Domfodio alle umliegenden Länder unterwarfen und nun auch Bornu angegriffen hatten, floh der Sultan von Bornu zu den stammverwandten Kanumbu. Hier hatte der Herrscher, der Scheich Emin, ein tüchtiger Mann, bereits mit der Vorstellung, daß Saki seine falschen Anklagen gegen Sudan bloß zur Ausdehnung seiner Macht benutze, alle Gemüther erregt, und es war ihm ein zahlreiches Heer zugezogen. Saki, von Emin überfallen, erlitt eine blutige Niederlage und der Sultan von Bornu nahm seinen Thron wieder ein. Doch behielt seitdem der Scheich von Bornu, wie Emin und seine Nachfolger sich nannten, alle wirkliche Macht in Bornu in den Händen, und der dortige Sultan sank (wie einst die spätern Merowinger) zur bloßen Staatsfigur herab. Kanum wurde mit Bornu vereinigt, die besten Wohnsitze im nördlichen Bornu aber von den Kanumbu in Besitz genommen. Endlich wurde im Jahre 1830 der Sultan von Bornu vom Scheich Lamina getödtet, der sich nun förmlich zum Herrscher von Bornu machte; doch haben er und seine Nachfolger den Titel Scheich gewöhnlich beibehalten. Das Volk der Kanowi und Kanumbu hat gegenwärtig eine stark negerartige Körperbildung; daß jedoch dieser Stamm ursprünglich nicht zu den Negern gehörte, zeigt seine eigenthümliche, sehr ausgebildete Sprache, welche mit den bekannten Neger Sprachen keine Verwandtschaft aufweist.

Der Landbau zeigt sich in Bornu überall ungenügend und vernachlässigt. Reis z. B. könnte an den flachen Ufern des Sees in jeder beliebigen Menge gewonnen werden, ist aber eine höchst kostbare Seltenheit. Indigo wächst wild, aber wird wenig benutzt. Welche unermessliche Schätze liegen allein in dieser Pflanze verborgen! Von Früchten zieht man nur bittere und Wasser-Melonen, von Gemüse nur Tomatum und Zwiebeln. Die fast einzige Speise der Bemittelten ist Fleisch, welches äußerst billig; denn man kauft zwei Schafe für etwa 1 Thaler, einen großen Ochsen sogar für 2 Thaler.

Mosquitos, Skorpionen, Fliegen, Ameisen und Termiten sind eine nie endende Plage, Eidechsen, große Kröten, Giftschlangen sehr häufig. Während der trockenen Jahreszeit durchziehen das Land Schwärme von Gazellen und Straußen, während der Regenzeit zeigen sich Elefanten und Löwen in großer Zahl. Die Ibibeklage ist häufig sowie das in Erdhöhlen und Wäldern wohnende große Warzenschwein

An den sumpfigen Ufern des Sees ist der Büffel zahlreich, im See selbst das Flußpferd in Heerden vom 20—30 Stück.

Der Haupterwerb der Bornuesen ist, wie im übrigen Sudan, der Sklavenhandel, zu welchem Behufe sie sich eine Reihe von Negerländern reservirt haben, die sich zwischen ihrer Südgrenze und den Fellatah hinziehen und ausschließliche bornuesische Jagdbezirke zu sein scheinen. Ein Sklaventnabe kostet in Bornu 5 Thaler, ein Mädchen 7 Thaler. Sklaven bilden die Hauptausfuhr, und die Einfuhr besteht in Rattun, Bornussen, Zucker und Salz. Die Hauptstadt von Bornu, Kuka, liegt am Tschadsee in $12^{\circ} 55' 14''$ nördlicher Breite und $13^{\circ} 22'$ westlicher Länge, in einer Meereshöhe von 900 Fuß, und hat an 8000 Einwohner. Die bevölkersten Städte sind Angornu und Dibua, beide am Tschad, mit je 30000 Einwohner.

Jene isolirten Negerländer an der Südgrenze von Bornu sind, von Westen nach Osten gezählt, die Länder der Mesah, Baber, Marghi, Mandara, Loggeneh. Es sind meist Gebirgsländer, die Bornu bei weitem an Schönheit und Fruchtbarkeit übertreffen. Merkwürdig ist besonders das Hochland im Südwesten von Bornu, ein Abläufer des Komarahoehlandes. Das Centrum desselben bildet das Basaltgebirge von Baber, mit hohen, vereinzelt, schroffen, schwarzen Gipfeln und reicher Vegetation an den Gehängen. Im Norden und Nordosten des Basalts liegt Granit und Quarz, im Nordwesten Kalkstein, während die beiden Flanken des Gebirges aus rothem Sandstein bestehen. Im Westen befindet sich das Tafelland von Dora, im Osten die Hügel der Marghi. Rother und brauner Eisenstein findet sich überall im Gebirge und wird vielfach abgebaut. Der ganze Gebirgsbezirk ist ein höchst reizendes und fruchtbares Land. Die Regenzeit beginnt einen Monat früher als bei Kuka, nämlich Anfang April. Der Baumwuchs ist großartig, Bäume riesigen Wuchses häufig. An den Gehängen und in den Thälern findet ein ergiebiger Hirsebau statt und haben zahlreiche Heerden reichliche Weide. Das Schaf ist ungemein zahlreich, Honig von vorzüglicher Güte. Die Baber und Marghi bildeten früher ein mächtiges Volk, das aber durch die Sklavenjagden gänzlich geschwächt ward: das Land liegt verödet und wird von Wäldern überzogen. Die Marghi, die immer noch 20000 Bewaffnete stellen können, sind kräftig gebaut, schwarz oder kupferbraun und haben eine eigenthümliche Sprache. Sie wohnen familienweise in einer Gruppe von Hütten oder Dorfschaft zusammen. Außer einem Lederbande um die Hüften, elfenbeinernen Armringen und eisernen Beinringen gehen sie nackt. Die Weiber durchbohren die Unterlippe, die Männer das rechte Ohr; sonst haben sie keine Einschnitte im Gesicht. Ihren Gott Lambi verehren sie in heiligen Hainen, umgeben von Gräbern, welche ihnen zugleich im Kriege zu Citadellen dienen, in die sie ihr Werthvollstes flüchten. Kobtschin ist der Hauptort. Von dem vom Westen nach Osten ziehenden Baber-Marghigebirge setzt der lange Gebirgszug von Mandara nach Süden ab und erreicht im kahlgipflichen Berge Mindif die größte Höhe. Die Mandara sind nicht Neger, sondern Athiopier. Die Männer haben hohe Stirnen und gebogene Nasen, die Weiber ebenso zierliche wie üppige Formen und sind daher für den türkischen Markt sehr gesuchte Sklavinnen. Von hier an ostwärts bildet Bornu mit den südlich liegenden Theilen von Sudan eine ununterbrochene Ebene.

Loggeneh (Loggun) ist ein Marschland im Süden des Tschadsees an der Mündung des mächtigen Schari, des Hauptzuflusses des Sees, mit einer starken Bevölkerung, die gewerbschätig, aber sehr üppig lebt. Der Schari durchzieht die Ebene von Sudan im Süden des Tschad von Südost her. Die Quelle ist noch unbekannt, muß aber hoch liegen, da die Strömung des Flusses durch diese flache Ebene beträchtlich schnell, vier geographische Meilen die Stunde. Der Schari hat bereits im zehnten Breitengrade eine Breite von 2000 Fuß und eine Tiefe von 15 Fuß, ausgenommen die Sandbänke, wo das Wasser nur 6—8 Fuß tief. Während der Überschwemmungszeit erreichen seine Fluten eine Höhe von 50 Fuß, und der Fluß ergießt dann nicht weniger als 140000 Kubikfuß Wasser in der Secunde in

den See. Der beträchtlichste Zufluß des Schari ist der Serbenel, der von Südsüdwest herfließt und an 10 Fuß Tiefe hat.

Das Land im Westen des Schari und im Süden von Loggeneh ist das der Musgo (Musgu), worauf weiter südlich das der Tubori (Tufuri) folgt, zusammen eine ununterbrochene Fortsetzung der Ebene von Bornu. Musgo zeigt sich als fruchtbares, mit Mais u. s. w. angebautes und heerdenreiches Land. Die prachtvolle Ebene von Bulia (im 10.° nördlicher Breite) ist mit Hüttengruppen besetzt, voll von schönbestellten Feldern, Teichen, herrlichen Holzungen, wo die Giginjapalme, ein dem tropischen Afrika eigenthümlicher Baum auftritt. In den nichtangebauten Theilen gibt es viel Wild und reisende Thiere. Außer dem Schari ist das Land in allen Richtungen von träge fließenden und stehenden Gewässern durchschnitten. Da es die Wasserscheide zwischen dem System des Tschad und dem des Niger, dem Schari und dem Binue bildet, aber durchaus keine Erhöhung hat, so treten wahrscheinlich während der Überschwemmung beide Systeme miteinander in Verbindung, sodaß man in flachen Böden vom Ocean bis Kufa gelangen könnte. Der nördliche Theil von Musgoland, Adischan, ist jetzt Bornu einverleibt; der südliche Theil dieses zwischen Bagirmeh und dem Fellatah sich hinziehenden Landes gibt aber einen Hauptjagdbezirk von Bornu ab, wo jährlich mehre Tausend Sklaven erbeutet werden. Die Einwohner scheinen den Marghi stammverwandt zu sein. Die Weiber entstellen sich dadurch, daß sie ihre Unterlippe durchbohren und darin ein rundes, 1½ Zoll langes Stück Holz tragen.

Das Land der Tubori, im Süden von Musgoland, zwischen dem 9. und 10. Breitengrade, zeigt sich dem Musgolande durchaus ähnlich, fruchtbar und wohl angebaut. Man geht hier durch viele stundenlange Hirsefelder. Auch wird Taback ausgedehnt angebaut, da Männer und Weiber dem Rauchen sehr ergeben sind und immer eine kurze, geschickt aus Stroh und Thon gefertigte Pfeife bei sich führen. Fast in jeder Hütte findet sich ein Vorrath von 50—60 Pfund Taback. Das Land enthält ausgedehnte Waldungen, denen die Dalebpalme, ein schöner Baum, eigenthümlich, mit einer der Dumpalme ähnlichen, jedoch größern Krone, glänzend grünen Blättern, glattem Stamme und einer eiförmigen, tiefgelben, 8—9 Zoll langen, 6—7 Zoll dicken, 4—5 Pfund wiegenden Frucht, die an Geschmack und Geruch dem Pifang sehr ähnlich. Der Baum wird nicht über 40 Fuß hoch. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen des Landes ist der, wahrscheinlich periodische See der Tubori, welcher sich vom 9. bis zum 10. Breitengrade unter 14° 35' östlicher Länge an 80 geographische Meilen von Norden nach Süden erstreckt. Er liegt in keilförmiger Gestalt, mit der Spitze nach oben und ist unten an vier Meilen breit, mit vielen länglichen Inseln, bewohnt von Musgo und Tubori. Im Norden ist der See nur 5—6 Fuß tief, im Süden am 20 Fuß. Eine Reihe niedriger Granithügel läuft längs des Westufers des Sees.

Die Kleidung der Tubori ist, wie bei den Marghi, ein schmaler lederner Gürtel, an welchen die Weiber hinten einen dichten Palmenzweig anhängen. Die Waffen der Männer bestehen nur in zugespitzten Stöcken und Keulen. Einige haben Pferde, die aber sehr klein sind und ohne Sättel geritten werden. Wenn die Tubori zur Schlacht gehen, machen sie sich Einschnitte in die Beine, um sich mit dem Blute an das Pferd anzuleimen. Ihre Hütten sind rund und bestehen aus einer fünf Fuß hohen Lehmmauer mit gutem Strohdache. Vier bis fünf Hütten stehen gewöhnlich beisammen in einem Hofe, umzäunt von einer Dornenhecke. Jeder Mann hat vier bis fünf Weiber und eine entsprechende Anzahl von Kindern. Wenn Lebensmittel knapp, verkauft er die Kinder in die Sklaverei. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich in Hirse und Fischen, die sie in den Gewässern ihres Landes reichlich fangen. Ihr Vieh schlachten sie nicht; sie essen nur Fleisch, wenn das Vieh eines natürlichen Todes stirbt.

Dieser ganze mitten zwischen Bornu, den Fellatah und Bagirmeh verbliebene Strich von Negern, dessen unteres Ende zwischen Bagirmeh und Fellatahland hin-

durch in das Herz der Negerländer führt, scheint absichtlich belassen, um Bornu die Sklavenjagd nicht abzuschneiden, da bei allen andern Sudanstaaten die Jagdbezirke dem großen Negerlande unmittelbar anliegen.

Bornu wird im Nordosten durch Kanum, im Nordwesten durch Damergu von der Sahara getrennt. Kanum, wie schon oben erwähnt, größtentheils im Norden des Tschad gelegen, besteht aus wellenförmigen Sandebenen, dünn von dem Tibbustamme der Kanumbu bewohnt, dicht mit Mimosen und Suak bestanden und voll von wilden Thieren. Hier kommt die große 18 Fuß lange Pythonischlange vor. Das östliche Kanum enthält eine große von Osten nach Westen laufende Uadi, die Gafellen-Uadi, mit dichten Palmenwäldern, Mais- und Weizenfeldern. Die hiesigen Tibbu leisten, wenn angegriffen, keinen anhaltenden Widerstand, sondern fliehen in ihre Palmenwälder und Felsenschluchten. Kanum ist daher wechselseitig Bornu und Uabai unterworfen gewesen. Zuletzt ward es im September 1852 durch eine arabisch-bornuesische Armee erobert und, wie oben bereits erzählt worden, Bornu einverleibt. Damergu gehört zum Tuarikkönigreiche Ahier, dessen Kornkammer es ist. Es enthält 300 Dorfschaften mit dem Hauptorte Mlesoa.

d) Bagirmeh.

Bagirmeh ist ein Königreich von großer Ausdehnung im Osten des Schari und im Süden von Uadai. Der größte Theil des Landes bildet eine Fortsetzung der Ebene, im Osten und Südosten aber wird es vom Gebirge erfüllt. Es hat eine reichliche Bewässerung, heftige Regen, große Hitze, große Mannichfaltigkeit von Erzeugnissen (unter Andern wird Kaffee genannt). Die Hauptnahrungsmittel des Volks bestehen in Hirse und Mais, Fleisch und Fischen. Letztere sind in Flüssen und Seen reichlich vorhanden. Die Weiber des Landes sollen die reizendsten Sudanerinnen sein — was viel sagen will; denn die jungen Athiopierinnen haben ihre eigenthümliche Schönheit, unvergleichlich in Glut und Glanz, wie die Sonne ihres Landes. Die wichtigsten Ausfuhrartikel sind Sklaven, Elfenbein und Straußfedern. Die Armee ist zahlreich, ihre Hauptwaffe Reiterei mit vortrefflichen arabischen Pferden, was auffallend mit den kleinen Kleppern der benachbarten Neger contrastirt. Der Hauptort (Birni) heißt Masena, am untern Schari. Da noch nie ein Reisender in Bagirmeh eingedrungen, so ist Näheres über dieses Land nicht bekannt.

e) Das Reich der Fellatah.

Das Reich der Fellatah, Fellani oder Fulo (Fulo), vom 4.° 30' am untern Niger nördlich bis fast an die Sahara, östlich bis fast nach Bagirmeh sich erstreckend, ist wie das ausgedehnteste und fruchtbarste, so in jeder Beziehung das wichtigste Land in Sudan. Es besitzt zu gleicher Zeit die großartigste Verkehrsstraße: der gewaltige Niger streckt wie ein riesiger Doppeladler seine beiden weitgebogenen Häufe, die Kowara und den Vinue, nach Westen bis nach Senegambien, nach Osten bis ins Herz des Innern. Die Kowara liegt als der Hauptfluß Westafrikas hier außerhalb unserer Betrachtung. Der Vinue (wie schon angedeutet, nicht ohne Grund für den Tschadfluß gehalten) fließt mit reißender Strömung aus dem unbekannten Süden ungefähr unter dem 11. Längengrade nach Norden bis über den 9. Breitengrad, wo er nach Westen umbiegt und dann unter dem 10. Längengrade den ebenfalls von Süden herkommenden Faro aufnimmt. Jedenfalls von hier aus, an 400 geographische Meilen vom Zusammenfluß mit der Kowara, 644 Meilen von der Seemündung des Niger ist er ein für Dampfböte schiffbarer Fluß. Er zeigt sich dort, 400 Meilen von der Kowara, in der trockenen Zeit eine halbe Meile breit und 9—10 Fuß tief, während der Regenzeit aber erreicht er eine Höhe von 40—50 Fuß. Der Fluß erstigt diesen höchsten Wasserstand Ende Juli und behält ihn 40 Tage, worauf das Wasser fällt. Während dieser Zeit überschwemmt er mit seinen Nebenflüssen weite Strecken, und seine Gewässer setzen sich mit denen des gleichfalls ausgetretenen Tschad-Scharisystems in Verbindung. Die Quelle muß auf einem Hochlande liegen, da die

Strömung, wie auch in den südlichen Nebenflüssen, durch die flache Ebene sehr reißend ist. Er soll im obern Laufe Goldsand führen, was auch der wahrscheinlichen geologischen Formation des Quelllandes nach anzunehmen sein dürfte. Die Anwohner befahren den Fluß in Rähnen, die aus einem einzigen ausgehöhlten Baumstamme, 25 — 35 Fuß lang und $1\frac{1}{2}$ Fuß breit, bestehen.

Die Vinueebene, d. h. das Land, soweit wir es kennen, ist eine unmittelbare Fortsetzung der Ebene von Bornu und hat dieselbe niedrige Seehöhe (ungefähr 900 Fuß). Die Ebene wird nur von vereinzelt, inselartig aus der Tiefe des fruchtbaren Bodens auftauchenden Granithöhen unterbrochen. Überall finden sich vorzügliche Weiden mit zahlreichen Heerden und ausgedehnten Aekern. Hirse, Mais und Reis sind die hauptsächlich angebauten Cerealien. In Kororofa, im Süden des untern Vinue, wird Salz, Blei, Antimon und Gold gewonnen. In Abamaua (weiter oberhalb) sind Elefanten noch häufig und Elfenbein steht daher in billigem Preise. Ein besonders werthvoller Ausfuhrartikel aber scheint das Palmöl werden zu wollen, welches von der Elouis Guineensis gewonnen wird. Die Luft ist im Vergleich zu Bornu kühl und frisch, was wahrscheinlich von der größern Nähe des Hochlandes herrührt. Der Himmel ist öfters bewölkt, Gewitter häufig. Die Regenzeit dauert sieben Monate, weshalb die Hütten der Einwohner solider gebaut sind als im übrigen Sudan. Die Bevölkerung ist dicht. Städte finden sich alle drei oder vier Stunden, mit zwischentliegenden, ausschließlich von Sklaven bewohnten Dörfern.

Das bis zum Zusammenfluß des Vinue mit der Kowara sich erstreckende Hochland ist eine von der Sahara ausgehende Sandsteintafel. Der Hauptanbau besteht hier in Mais, während man in den Thälern, die das Land durchschneiden und jährlich eine zeitlang überschwemmt sind, Baumwolle, Reis und Rogo, eine große, wohl-schmeckende Wurzel, zieht. Dumpalme, Kurno, Tamarinde, Gouba sind die häufigsten Bäume. Das Hochland enthält die Hauptsitze des Fellatahreichs.

Der gegenwärtige Kaiser der Fellatah, Emir-el-Mumenin (Herr der Gläubigen) genannt, ist Aliju-Ben-Bello (Ali, der Sohn des Bello). Die einzelnen Provinzen werden von Statthaltern (Sultanen) regiert. Folgende sind die wichtigsten Provinzen: Sanfara, das frühere Dar-Mella (nach welchem auch jetzt wol noch das Fellatahreich benannt wird), die nordwestlichste Provinz und der Stammsitz der Fellatah, welche das gegenwärtige Reich begründeten, grenzt im Norden an das noch unabhängige Königreich Guber, bewohnt von einer Mischrace von Tuarik und Negeren, und im Westen an das große Reich Gando. Die Provinz stellt 10000 Mann Reiterei nebst entsprechendem Fußvolk. In dieser Provinz liegt Sakatu (Sokatu), die Hauptstadt des ganzen Reichs der Fellatah, in Quadratform gebaut, von einer Ringmauer mit acht Thoren umgeben. Der Ort zählt 25000 Einwohner, die mancherlei Fabrikate und Manufacturen, namentlich gute Arbeiten in Eisen, Leder und Geboga (Kattun) liefern. Der Handel mit den Ländern des Mittelländischen Meeres liegt jetzt ganz in den Händen der Tuarik von Ahier und Ghat. Wurno, 15 Meilen nordöstlich von Sakatu, ist die kaiserliche Residenzstadt und hat 15000 Einwohner. Eine andere Provinz ist Aljori im Süden von Sanfara, mit der Hauptstadt Jauri. Die Provinz Rusi, im Süden von Aljori, an der untern Kowara, mit der Hauptstadt Rabba, war früher ein berühmter Handelsstaat. Die Provinz Katsena (Kaschna) im Osten von Sanfara, hat eine Hauptstadt gleiches Namens, welche beträchtlichen Handel treibt, namentlich in Baumwollzeugen und Leder. Die Provinz Kano, mit der Hauptstadt gleiches Namens im Süden von Katsena, gilt als die reichste und mächtigste Provinz im Reiche. Sie sendet 10000 Kauri auf den Tag an den Kaiser und stellt 7000 Mann Reiterei nebst Fußvolk. Die Stadt Kano ist der Hauptmarkt, eine der ersten Fabrikstädte von ganz Sudan, liegt in einer ausnehmend fruchtbaren und sorgsam angebauten, jedoch durch Sümpfe ungesunden Gegend und zählt 40000 Einwohner. Die Provinzen Katsena und Kano bildeten früher den Hauptbestandtheil des mächtigen und reichen Handelsstaats Hausa. Die Provinz Segseg, mit der Hauptstadt Saria, liegt im Süden von Kano. Die

Provinz Bautsch, mit der Hauptstadt Iakoba im Süden von Segseg, stellt das beste und zahlreichste Schüncorps. Die Provinz Hamaruma, mit der Hauptstadt gleiches Namens, nimmt den größten Theil der Ebene im Norden des Binue wie auch ein Stück im Süden des Flusses ein. Die Provinz Adamaua nimmt das Land im Süden des Binue, namentlich an dessen obern Laufe wie am Faro ein. Die Hauptstadt Zola erstreckt sich über einen Raum von $2\frac{1}{2}$ Meilen von Osten nach Westen und von $1\frac{1}{2}$ Meilen von Norden nach Süden.

Das Land im Süden des Binue, Kororosa, das Land der Mitschi und Apoto, ist noch nicht von den Fellatah unterworfen und wird daher fortwährend von den Angriffen und Sklavenjagden derselben verheert. Es sind dadurch ganze fruchtbare Landstriche in dieser Region entvölkert oder von fremden Völkerschaften wieder eingenommen worden. Die Fellatah brachten ihre Sklaven früher meist durch das Sorubaland (im Westen des Nigers) nach der atlantischen Küste; jetzt sind aber die meisten Plätze an derselben für den Sklavenhandel völlig abgesperrt. Der größte Theil der Sklaven geht jedoch durch Vermittelung der Tuarik nordwärts an das Mitteländische Meer. Kororosa mit der Hauptstadt Lukari ist ein sehr fruchtbares, auch durch seinen Mineralreichtum ausgezeichnetes Land, das frühere Uagara, das einst eine dichte, wohlhabende, in der Gesittung weit vorgeschrittene Bevölkerung hatte. In Hamaruma und Adamaua haufen in den vereinzelt Gebirgsgegenden noch unabhängige Negerstämme, höchst roh, verwildert und ärmlich, beide Geschlechter ganz unbekleidet.

Die Fellatah sind ein sehr ausgezeichnete Stamm der äthiopischen Race von feingeschnittener, belebter, europäischer Gesichtsform, glattem oder leicht gekräuseltem Haar und, wenn nicht selten von schwarzer, doch auch häufig von jener olivenartigen, hellbraunen oder ziegelrothen Hautfärbung, welche so lebhaft an die alten Aegypter erinnert und von den Letztern auf Malereien sehr scharf sowohl der weißen wie der schwarzen Farbe der von ihnen bekriegt Völker gegenübergestellt wird, so daß wir hier eine nahe Verwandtschaft der Fellatah mit jenen alten Urvätern der Cultur vermuthen müssen. Doch war vielleicht jenes eigenthümliche Roth die ursprüngliche Farbe der gesammten äthiopischen Race, zu der wol ohne Frage die alten Aegypter gehörten, die auch häufig genug schwarz und selbst wollhaarig waren, und es könnte am Ende die bei den andern äthiopischen Völkern jetzt allgemeine schwarze Färbung nur eine Folge des Klimas sein, wie dies bei den, ursprünglich weißen wandernden Arabern der Fall ist. Von der hellen Farbe sollen die Fellatah oder Fulo auch ihren Namen haben, da fulo oder pulo soviel wie fahl heißen soll. Sie sollen in früherer Zeit aus ihren Stammsitzen im Hochlande Senegambiens, wo sie auch jetzt noch zahlreiche Völkerschaften bilden, in das östlichere Sudan eingewandert sein; doch scheint dies noch keineswegs ausgemacht. Jedenfalls aber findet man die Fellatah in allen Ländern Sudans zahlreich, namentlich auch in Uadai und Darfur, wo sie Fellani genannt werden und im ausschließlichen Besitz der Magie (der Arzneikunde und Naturwissenschaft) sind, ein Umstand, der ebenfalls stark an die Aegypter erinnert. Die Fellatah sind gewöhnlich gut, oft reich und geschmackvoll gekleidet. Die Häuser haben runde Form, sind geräumig und gut gebaut und von großen Höfen umschlossen. Sklaven gelten als der Hauptreichtum; kein Fellatah ist so arm, daß er nicht einige hätte, und die Anzahl der Sklaven, welche Vornehme halten, ist erstaunlich.

Die Bildung des großen Reichs der Fellatah erfolgte im Anfange dieses Jahrhunderts durch eine bedeutende religiöse Reformbewegung. Dieselbe läßt sich in ihrem eigenthümlichen Wesen, wie in mancher Beziehung die eigenthümliche Cultur des Sudan überhaupt, auf eine Reihe ursprünglich von den Vervorstämmen der Westsahara ausgegangener Bewegungen zurückführen. Im 11. Jahrhundert vereinigten sich die Stämme der Senagah oder Verber der Westsahara zu der Religionssekte der Morabiten (Glaubenskämpfer), stürmten nach Norden, eroberten die fruchtbaren Atlasländer, wo sie 1073 Morokko gründeten, und traten dann als die Almora-

viden in Spanien auf. Zu gleicher Zeit drangen sie südwärts nach Nigritien vor. Senagahstämme hatten sich früh an der obern oder westlichen Kowara festgesetzt und das Königreich Tekur mit der Hauptstadt Saghab gegründet, welches bereits um 1040 den Islam annahm, ein halbes Jahrhundert vor den umwohnenden schwarzen Völkern. Die Einwohner von Tekur standen in großem Rufe ihrer Frömmigkeit halber und waren, was damit fast identisch, eifrige Sklavenhändler und Sklavenjäger; ihr Einfluß war durch ganz Sudan verbreitet. Die Morabiten nun eroberten in Verbindung mit Tekur das alte Negerkönigreich Ghanah am nördlichen Bogen der Kowara, wo jetzt Timbuktu liegt, welches Reich Ghanah in früherer Zeit einen lebhaften Handelsverkehr mit den Atlasländern über die Westsahara unterhielt. Die Senagah-Tuarek gründeten ebenfalls die Königreiche Guber und Mariabi im Süden der Sahara, im Norden der Fellatahprovinzen Sanfara und Katsena, welche Königreiche ebenfalls einen großen Einfluß auf ganz Sudan ausgeübt haben. Jedoch schon infolge der allgemeinen Befehrung der umwohnenden schwarzen Völker und des dadurch nothwendig gewordenen Aufhörens der dorthin gerichteten Sklavenjagden verloren die Berberkönigreiche, deren Berbereinwohner überdem immer mehr mit der einheimischen Bevölkerung verschmolzen, ihren ausschließlichen Einfluß. Die schwarze Bevölkerung, inzwischen von der Berbercultur durchdrungen, trat nun ihrerseits vor. Die Susu, ein Theil des Mandingovolks, eroberten im Anfang des 13. Jahrhunderts Ghanah, wo Mansa-Suleiman, Sultan der Susu, im Jahre 1213 Timbuktu gründete. Die Susu wurden ihrerseits bald (1220) von den Mali, einem andern Mandingovolke, unterworfen, welche das große Königreich Mali, das sich fast über das ganze Kowarathal im Süden des Flusses erstreckte, gründeten. Dieses Königreich hat sich bis in die neuere Zeit erhalten und ist ein Hauptträger der ursprünglich von den Berbern eingeführten Cultur und Tradition geblieben.

Gleichzeitig mit Mohammed Abd-el-Wahab, dem Führer der arabischen Protestanten, der Wahabiten, welche 1802 Mekka, 1803 Medina eroberten und sich unaufhaltsam weiter ausbreiteten, bis sie 1808 vor Bagdad eine entscheidende Niederlage erlitten, entstand bei dem damals unbedeutenden Volke der Fellatah im Königreiche Mella der Saki (Gelehrte) Saki, genannt Damfodio (der Sohn des Fodio). Er lehrte, daß die Bekenner des Islam von dessen ursprünglichen Grundsätzen wesentlich abgewichen seien, daß sie durch schändliche Neuerungen, durch ihren Hang zur Unzucht, Trunksucht und rauschenden Vergnügungen, durch die Unterlassung der täglich vorgeschriebenen Gebete und die Verweigerung der Zehnten an die Armen die Grundlagen der Religion untergraben hätten. All solcher Gräueltathe erheische Vergeltung und fodere zu einem heiligen Kriege gegen sämtliche Sudanstaaten auf. Bald bildete sich um ihn eine begeisterte Schar von Anhängern unter seinen Stammgenossen, den Fellatah oder Fulah von Mella, damals friedliche Landbauer und tüchtige Viehzüchter, im Besitze großer Heerden, namentlich auch von Pferden. Von den Königen von Mella und Hausa (die jetzige Provinz Katschna) schwer bedrückt, fühlten sie sich jetzt stark genug ihr Joch abzuwerfen, und schlossen sich daher dem Saki mit Feuereifer an; denn sie erkannten die Tragweite seiner Worte. Saki entsandte Botschaft an den König von Mella und foderte ihn auf, die verlangte Reform sofort einzuführen. Als Antwort entsandte der König eine Armee, die Empörung zu unterdrücken. Saki schlug dieses Heer zu Boden, nahm dann die Hauptstadt ein, ließ den König umbringen und setzte sich selbst auf den Thron. Nachdem er das Land geordnet, brach er mit einer zahlreichen, durch ihre Reiterei ausgezeichneten Armee nach Katschna (Hausa) auf, wo die Fellatah gleichfalls zahlreich waren. Die, welche nicht der Religionseifer anfeuerte, trieb die Aussicht reicher Beute zu ihm, da Saki stets Alles vertheilte, ohne einen Theil für sich zu behalten. Allen mohammedanischen Sklaven, die in sein Heer eintraten, wurde die Freiheit gegeben. Vor Katschna (oder Katsena) angekommen, sandte er dem Könige eine ähnliche Zuschrift wie die frühere an den König von Mella. Der König von Katschna zerriß aber den Brief in Zorn, rückte den Einbringlingen entgegen, verlor aber die blutige Schlacht und sein Leben. Saki nahm

das Königreich Kaschna in Besitz, traf seine Anordnungen und erklärte nun dem Heere seinen Entschluß, auf gleiche Weise alle übrigen Könige in Sudan zu züchtigen. Er zog sodann nach Nussi an der untern Kowara, dessen großartigen Handel und Reichthum ganz Sudan bewunderte. Der Widerstand der üppigen Kaufleute von Nussi war bald gebrochen und auch dieses schöne Land dem Fellatahreiche einverleibt. Auf diese Weise wurde ein Königreich nach dem andern unterworfen, mit Einschluß des nördlichen Aghades (Ahier), welches sich zwar später wieder unabhängig machte, jedoch noch gegenwärtig einen jährlichen Tribut nach Sakatu sendet. Im Jahre 1805 erbaute Saki seine Hauptstadt Sakatu (Saki's Stadt) an der Nordgrenze des Reichs im Stammsitze seiner Fellatah. Endlich ward auch der Sultan des mächtigen Bornu angegriffen und gleichfalls geschlagen. Die durch den bereits oben erwähnten Überfall des Scheikh Emin von Kanum erlittene blutige Niederlage und die darauf erfolgende Wiederherstellung des Thrones von Bornu setzten zwar den Fellatah in dieser Richtung eine Schranke; doch eroberten sie später, besonders unter Saki's Sohn, dem großen Emir Bello, welcher sich auch als Schriftsteller ausgezeichnet hat, noch alles Land bis nach Bagirmeh, mit Ausnahme eines schmalen Streifens der Negerländer, der Bornu nach langen Kämpfen als Jagdbezirk verblieb. Das Kaiserthum der Fellatah hat somit die gegenwärtige riesige Ausdehnung erhalten. Während der Islam in Europa und Westasien in neuerer Zeit immer mehr hinfällig ward, ist er sonach in Afrika, namentlich durch diese Fellatahbewegung, mit entschiedener, neuer Lebenskraft wiederhergestellt worden.

Diese allgemeinen Umriffe von Sudan müssen uns hier genügen. Einen vollständigen Bericht zu liefern, ist die Aufgabe der gegenwärtig daselbst befindlichen Expedition, die ihre wissenschaftlichen Eroberungen nach allen Richtungen hin so tapfer durchgeführt hat.

Die Explorationen und Schicksale der Reisenden Richardson, Barth, Overweg und Vogel in Sudan und die Expedition Baikie's vom Süden her.

Als die Expedition unter Richardson, Barth und Overweg Damergu, das unter der Herrschaft der Tuarik von Ahier stehende und von deren schwarzen Sklaven fleißig angebaute nördliche Grenzland von Sudan, erreicht und hier, wo Lebensmittel aller Art in Fülle waren, sich von ihren Anstrengungen und Entbehrungen etwas erholt hatte, beschloßen die Reisenden, um Sudan in verschiedenen Richtungen zu exploriren, sich zu trennen und dann in Kuka wieder zusammenzutreffen. Richardson nahm die directe Route über die bornuesische Stadt Sinder (Zinder), Barth zog südlich nach Kaschna und Kano und Overweg westlich nach Guber und Mariadi. Sie schieden am 11. Jan. 1851. „Wir nahmen“, sagt Richardson in seinem Journal, „nicht ohne Rührung Abschied voneinander; denn in Centralafrika können Reisende, welche verschiedene Straßen nehmen, kaum darauf rechnen, sich wieder zu treffen.“

Richardson erreichte Sinder, die Hauptstadt der bornuesischen Provinz Damagram, am 14. Jan. und wurde von dem Sultan (Gouverneur der Provinz) wie von den Einwohnern bestens aufgenommen, was von ihm, der soeben von den Tuarik kam, um so angenehmer empfunden werden mußte. Man überwies ihm ein eigenes Haus und sandte reichliche Speise. Der Interpret des Sultans, Scherif Saghier aus Fez, ein unterrichteter Mann, benahm sich mit Richardson sehr gefällig. Er war der geheime Agent des Scheikh von Bornu, der den Sultan beaufsichtigen mußte. Richardson sah sich in Sinder eine Woche zurückgehalten, da gerade eine Ghassua ausgeführt wurde. Der Sultan stellte diese Sklavenjagd an, um seine Schulden zu bezahlen. Am 8. Febr. verließ er Sinder unter Escorte auf einem ihm vom Sultan geschenkten Pferde. Er durchreiste eine reiche Landschaft mit zahlreichen Dorfschaften und kam am 14. in Gurai an, der Hauptstadt von Manga oder Minjo, der wichtigsten Provinz im nördlichen Bornu, vom dortigen Sultan ebenfalls freundlich empfangen. Weiterreisend, schrieb er bereits am 21. Febr. bei dem Orte Gu-

sumana die folgenden Worte in sein Tagebuch, welche die Ursache des traurigen Ereignisses, welches alsbald erfolgte, nur zu sehr andeuteten: „Das Thermometer bei Sonnenuntergang 82° — Wetter heute sehr drückend, bläst heiß und kalt mit demselben Athem.“ Der Frühling mit seinem schroffen Temperaturwechsel war in Centralafrika angebrochen; zwischen Morgen und Nachmittag war ein Thermometerunterschied von 30°. Die Hauptsache aber war, daß Richardson die große Unvorsichtigkeit beging, sich der ihm ungewohnten Anstrengung des Pferdereitens auszusetzen. Er war überhaupt gar schwächlicher Constitution und eignete sich schlecht für die Ertragung tropischer Hitze. Ohne ein Fieber oder sonst eine eigentliche Krankheit gehabt zu haben, blos an Ermattung verstarb Richardson in Ungurutna, sechs Tage-reisen von Kuka, der Hauptstadt von Bornu, am 4. März 1851, elf Monate nach seiner Abreise von Tripolis. Barth hörte am 25. März von einem Scherif, den er zufällig unterwegs traf, die traurige Nachricht und eilte, so schnell als sein Pferd ihn trug, nach Ungurutna. Richardson's Diener hatten bereits alle seine Papiere wohl verpackt nach Kuka befördert, wo sie Barth übergeben wurden. Der Letztere sandte an den englischen Consul in Tripolis das bis zum 21. Febr. fortgeführte Tagebuch Richardson's, sechs Ries Manuscript betragend, seine Vocabularien, vier Ries, und dessen sonstige Papiere. James Richardson war in Boston in England um 1809 geboren und hatte, der englischen „philanthropischen“ Schule angehörig, bei seiner afrikanischen Reise sich die Abschaffung der Sklaverei zum Hauptzweck gemacht.

Barth war gerade nach Süden zu den Fellatah gereist. Durch die wegen Räuberbanden unsichere Grenzwaldbung gelangte er nach Kaskina, der Hauptstadt der Provinz gleiches Namens, und wurde vom Statthalter einige Tage festgehalten und zur Entrichtung eines hohen Lösegeldes genöthigt. Anfang Februar kam er in Kano an. In dieser wichtigen Stadt, dem Hauptmarkte von Sudan, blieb er einen Monat und zog Auskunft aller Art ein. Er hatte diese Belehrung aber durch vielerlei Leiden zu erkaufen: er war unaufhörlichen Erpressungen ausgesetzt, und das Klima zog ihm einen Fieberanfall zu. Besonders empfindlich aber traf ihn ein arger mercantillischer Verlust, den der von ihm und Overweg in Murzuk angekaufte beträchtliche Waarenvorrath, welchen sie hier mit Vortheil abzusetzen gehofft hatten, ergab. Die Kanoer erwiesen sich als bessere Kaufleute, wie die beiden Hamburger wol angenommen hatten. Kano am 5. März verlassend, zog Barth über Gesana, Gabesana, Gerku, eine Grenzfestung der Fellatah, erreichte Gummel, den ersten beträchtlichen Ort in Bornu am 12. März und setzte seine Reise nordöstlich fort über Maschena, Bundi und Surriculo, als er auf der Landstraße unsern letztern Ort von jenem Scherif die Nachricht von Richardson's Tode erhielt. Nach Ungurutna eilend, fand er Richardson bereits bestattet und, wie bereits erwähnt, dessen Papiere und Effecten nach Kuka befördert. Hier kam er denn am 2. April an. Er stellte sich sogleich dem Scheikh vor als einer der Christen, die von England gekommen, um ihm von ihrer britischen Majestät Geschenke zu überbringen, und erfuhr einen sehr freundlichen Empfang. Er fand Briefe von Europa vor, die ihn nach vielen Monaten die ersten Nachrichten brachten und sehr erfreuten. Aber er litt Mangel an Geld. Der Bezier von Bornu ließ ihm 100 Dollars, sodas er einen Theil von Richardson's Schulden und dessen Dienern einen Theil ihres Gehalts bezahlen konnte. Da Overweg noch nicht angekommen, so machte er am 23. einen Ausflug nach dem Westufer des Tschadsees. Die Ufer des Sees bilden hier bis zur Mündung des Schari, welche breit und schiffbar ist, eine große Marsch, und während zweier Tage befand sich Barth häufig bis zum Rücken seines Pferdes im Wasser.

Overweg hatte, während Richardson östlich, Barth südlich gezogen, seinen Weg nach Westen genommen, um die beiden im dortigen Hochlande belegenen fruchtbaren und walddreichen Länder Guber und Mariadi zu besuchen, deren Einwohner, die Affena, ein Mischvolk von Negern und Tuarik, sich gegen alle Angriffe der Fellatah unabhängig erhalten haben. Overweg blieb hier zwei Monate und hatte, viel Gastfreundschaft erfahrend, einen angenehmen Aufenthalt. Er ging häufig auf die

Jagd mit den Einwohnern und fühlte sich durch den Genuß der kühlen und frischen Luft sehr gestärkt. Er verließ Mariadi am 25. März, kam am 1. April in Sinder an, wo er Richardson's Tod erfuhr, verließ diesen Ort am 11. April und traf in Kufa am 7. Mai (1851) ein, wo er Barth, nun sein einziger Gefährte, gesund und munter fand.

Da es der Plan der Reisenden war, vom Tschad aus quer durch das unbekannte Afrika nach Nombas am Indischen Ocean zu reisen, so beschloß Barth vorerst das auf dem Wege dahin belegene, bisher nur dem Namen nach bekannte Felatahsultanat Adamaua, das ihm hoch gepriesen wurde, zu besuchen. Begleitet von Billama, einen Kaschalla oder Hauptmann, der ihm, ganz gegen seinen Wunsch, vom Scheikh von Bornu officiell beigegeben wurde, und von Mallem Kalori aus Jakoba, einem ehrwürdigen Alten, der lange in Adamaua gewohnt, sonst viel gereist und daher ein sehr nützlicher Gefährte war, brach er auf und kam zuerst durch die weite Ebene von Bornu, wo, da es bereits nach der Ernte, die Felder ausgetrocknet und mit Unkraut überwachsen lagen. Er durchzog dann das schöne hügelige Land der Marghi, und zwar, da er von Bornu kam, nicht ohne Gefahr, während er auf der Rückreise mit Freundlichkeit behandelt wurde, hatte eine geraume Zeit das von Norden nach Süden streichende Mandaragebirge im Gesichte und betrat Adamaua, angenehm von dem Grün der Gefilde und der Frische der Luft überrascht. Die Adamauer, welche nie einen Weißen gesehen, empfingen Barth mit Ehrerbietung wie ein höheres Wesen.

Ein sehr wichtiger Tag der afrikanischen Reise war für Barth der 18. Juni 1851. An diesem Tage setzte er über den Fluß Vinue, die obere Tschadba, wie schon wiederholt angedeutet wurde, beim Dorfe Tachze, 235 geographische Meilen südlich von Kufa, 415 Meilen nordöstlich von der Mündung des Vinue in die Kowara. Die Entdeckung dieses herrlichen Flusses und die damit erlangte Gewißheit einer offenen Heerstraße in das Herz Afrikas ist von unabsehbarer Tragweite.

Barth zog vom Vinue aus weiter durch die schöne, dicht bewohnte Ebene und erreichte am 22. Juni Zola, die Hauptstadt und Residenz des statthaltenden Sultans. Barth wurde auf das von ihm überbrachte Schreiben des Scheikh von Bornu zuvorkommend aufgenommen und im Hause eines Häuptlings beherbergt. Allein unglücklicherweise überbrachte auch Barth's Gefährte, der Kaschalla, ein Schreiben des Scheikh, in welchem das zwischen Bornu und Adamaua streitige Grenzland zurückverlangt wurde. Die Folge war, daß nach drei Tagen ein Brief vom Sultan kam, in welchem Barth den Befehl zu sofortiger Rückkehr erhielt; jedoch wurde ihm zugleich gerathen, daß er, wenn er weiter in Adamaua verbleiben oder dahin zurückkehren wolle, von dem Grofsultan in Sakatu Erlaubniß einzuholen habe. Barth verließ demzufolge Zola mit seinen Gefährten und wurde sicher zur Grenze zurückgeleitet. Er kam am 22. Juli wieder in Kufa an.

Overweg explorirte während der Abwesenheit seines Freundes den Tschadsee. Zu diesem Behufe war ein nach Anweisung der Admiralität in Malta erbautes Boot, in vier Stücke zerlegt und von zwei starken Kaneeilen getragen, glücklich, obwol mit vieler Mühe, von Tripolis hierherbefördert worden. Es wurde nun von arabischen Zimmerleuten zusammengesetzt und „Lord Palmerston“ getauft, in Anerkennung der von dem englischen Staatsmanne erhaltenen Unterstützung. In Madauri, im Osten von Kufa, dem Hafenorte von Bornu, ließ es in Gegenwart einer großen Menge, die das fremde Schiff zu bewundern kam, vom Stapel. Zwei Bidduma (Einwohner der Seeinseln) wurden als Bootsleute und Interpreten gemiethet; außerdem begleiteten Overweg sein Diener, ein tripolitanischer Bootsmann, und Fugo=Ali, ein Sugurthäuptling. Sie fuhren am 28. Juni ab, schifften sieben Stunden lang durch die zwischen Werbern sich durchwindenden engen Kanäle und gelangten gegen Abend in das Inkubul oder offene Wasser, wo sie das Boot an einem schwimmenden Klumpen von Erde und Binsen befestigten. Am 29. und 30. durchfuhren sie das Inkubul und erreichten gegen Abend des letztern Tags die ersten Inseln der Bid-

duma. Am 1. und 2. Juli nahmen sie einen östlichen Kurs durch die Kanäle zwischen diesen Inseln und erreichten am 2. die große Insel Belarigo, wo sie von den in Scharen versammelten Einwohnern mit Tauchzen empfangen und reichlich bewirthet wurden. Zwei Tage lang setzte man die Aufzüge und Festlichkeiten zu Ehren der Gäste fort, worauf Dverweg seine Geschenke — Glasperlen, Nadeln, Ringe, Zucker — unter den Einwohnern vertheilte. Belarigo ist 4 Meilen lang und 2 Meilen breit, gut mit Hirse bepflanzt und enthält schöne Weiden. Sie setzten hierauf ihren Discours durch die Inselgruppen fort bis zum 9. Juli, wo sie Guria, von derselben Größe wie Belarigo, erreichten, aber wegen der zwischen Bornu und Uadai ausgebrochenen Feindseligkeiten umkehren mußten.

Indem Bornu im Bündniß mit dem im Nordosten des Tschadsees angesiedelten mächtigen Araberstamme der Uad-Soliman einen Kriegszug gegen Uadai ausrückte, um die infolge des Todes des Sultans von Uadai dort ausgebrochenen innern Kriege zur Unterjochung des Landes zu benutzen, so schien dies eine günstige Gelegenheit für die Reisenden, die bisher noch unbefuchten Länder im Osten des Sees kennen zu lernen. Ihr freundlicher Wirth, der Scheikh, gab ihnen eine eigene Bedeckung von 20 Reitern, um sie ins arabische Lager zu geleiten, und sie verließen Kuka am 15. Sept., zusammen mit einem bornuesischen Corps. Am 1. Oct. langten sie im arabischen Lager an und wurden mit vielen Ehrenbezeugungen empfangen. Indem aber die Bornuesen und Uad-Soliman, von den vereinigten östlichen Kanumbu und den Uadaitruppen plötzlich mit Uebermacht überfallen, eine Niederlage erlitten, so mißlang die ganze Expedition, und Barth und Dverweg, die sich und ihre Instrumente nur mit genauer Noth gerettet hatten, mußten nach Kuka zurückkehren, wo sie am 14. Nov. 1851 ankamen.

Die Reisenden hatten sogleich Gelegenheit einen andern Kriegszug mitzumachen. Der Scheikh entsandte ein Heer von 10000 Reitern und 10000 Schützen nach Mandara im Süden von Bornu, welches die beiden Reisenden begleiteten, wie früher der Major Denham bei einem ähnlichen Zuge nach demselben Lande gethan, wobei der Major kaum mit dem Leben davonkam. Ehe das Heer jedoch noch die Grenzen von Mandara erreichte, kam ihm eine Botschaft vom Sultan von Mandara entgegen, welcher vollkommene Unterwerfung gelobte. Der somit von seinem Ziele abgelenkte Zug wandte sich nach Südosten von Mandara gegen Musgo. Man schlug das Lager an einem großen von Regenwasser gebildeten Teiche auf und führte von diesem Punkte aus die Ghafuah nach verschiedenen Richtungen hin. Der Erfolg des Zuges waren 5000 Sklaven und 10000 Rinder, mit welchen man am 1. Febr. 1852 wieder in Kuka eintraf.

Nach einigen Wochen Ruhe brachen die Forscher wieder auf, Barth nach Südosten, Dverweg nach Südwesten. Barth's Ziel war Masena, Hauptstadt von Bagirmeh. Da dieses Land zur Zeit in Frieden mit Bornu sich befand, so hoffte er von dem Empfehlungsschreiben des Scheikh guten Erfolg. Als er aber am Schari, dem Grenzflusse, angekommen, wurde ihm nicht gestattet, sich der Fährre von Asu zu bedienen. Er ging sodann 12 Meilen weiter südlich, wo er über die Fährre von Malo und so über die Grenze kam; allein bald wurde er angehalten und über die Grenze zurückgewiesen. Er kam endlich zum dritten male über die Grenze und bis 10 Meilen von Masena, wo er wieder angehalten und 17 Tage zu warten genöthigt wurde. Endlich langte er am 28. April in Masena an und wurde ziemlich freundlich empfangen, ihm jedoch nicht gestattet weiterzureisen. Er zog daher über die östlich angrenzenden Länder bis Darfur die bestmögliche Erkundigung ein. Am 6. Juli 1852 erhielt er von Kuka Nachricht, daß vom Lord Palmerston eine Geldunterstützung angekommen. Der Sultan von Bagirmeh hielt ihn jedoch noch einen Monat zurück, um dem jährlichen großen Feste beizuwohnen. Nach dreimonatlichem Aufenthalte wurde ihm endlich die Rückkehr gestattet. Während seines Aufenthalts hob in Bagirmeh die Regenzeit an, so daß das Land überall in Pracht stand. Er kam am 20. Aug. nach Kuka zurück.

Oberweg kam auf seiner südwestlichen Route zuerst in die wohlangebaute und fruchtbare Ebene des bornuesischen Sultanats von Gujeba. Das zahlreiche Rindvieh der die hiesigen Weiden besuchenden Fellatah ist außerordentlich schön und so stark, daß ein Stier es mit einem Löwen aufnehmen soll. Von hier stieg er nach Westen das Tafelland von Dora hinauf, ein anderes bornuesisches Sultanat. Der Sultan von Dora war überaus gefällig und diente ihm beim Besuche der westlich von der Stadt Dora gelegenen Anhöhen persönlich als Führer. Von Dora ging er südlich nach Fika, einer starken bornuesischen Grenzfestung, welche mit Citadelle, innern und äußern starken Mauern und Doppelgräben versehen ist, und sich rühmt, nie von den Fellatah eingenommen worden zu sein. Als Oberweg die Anhöhen bei der Stadt explorirte und daher die Stadt übersah, glaubten die Einwohner, er nehme die Festungswerke auf, und erregten, Gefahr fürchtend, einen solchen Tumult, daß Oberweg nach Dora zurückzuziehen sich genöthigt sah. Er zog dann nach Südosten in das Basaltgebirge von Baber, das in hohen, schroffen, schwarzen Gipfeln emporragt, ging von hier nach Gujeba in Bornu zurück, und von dort wieder nach Südosten zu den dichtbewaldeten Sandsteinhügeln der Marghi. Am 22. Mai 1852 traf er wieder in Kuka ein.

Oberweg war schon seit der Ankunft in Ghat, obschon vom Fieber frei, immer sehr leidend gewesen. Er hatte nun auf der letzten Reise sehr große Anstrengungen gehabt, sodas sogar das Kameel, welches er ritt, unterlag und erschossen werden mußte. Er war dann viel zu Pferde gereist, was ja auch für Richardson so verderblich geworden. Mit dem 15. Juni brach außerdem in Kuka die gefährliche Regenzeit an. Der 24. Juni war zwar noch ein Freudentag; denn die große Karavane kam an und brachte Briefe und — Nimeffen. Barth aber, der erst am 20. Aug. zurückkam, bemerkte gleich, daß sein Freund sich auffallend verändert habe. Die gefährliche Stadt zu vermeiden, machte Oberweg einen Ausflug nach dem Flusse So, dessen Lauf er untersuchte, und kam am 14. Sept. gestärkt nach Kuka zurück. Allein am 19. vom Fieber angefallen, brachte man ihn auf seinen Wunsch nach Manari, einem anmuthigen Orte am Ufer des von ihm erforschten Tschadsees, wo er am 27. Sept. 1852 starb. Oberweg war am 24. Juli 1822 in Hamburg geboren, also erst 30 Jahre alt. Er hatte in Bonn und Berlin Naturwissenschaften, besonders Geologie studirt und sich der Expedition mit Begeisterung zur Erforschung der tropischen Erde angeschlossen.

So hatte Barth nun seinen einzigen Gefährten verloren. Er mußte daher vorerst der beschlossenen großen Reise nach dem Osten entsagen. Ein Anderer hätte wol die ganze Unternehmung aufgegeben; Barth beschloß aber bei seinem Werke zu beharren. Nur wollte er vorerst die Erforschung Afrikas nach Westen hin fortsetzen, was im Grunde auch vorderhand von dringlicherer Wichtigkeit war als die Erforschung des Ostens. Nach den westlichen Gegenden konnte ihm auch leichter ein Gefährte, dessen er so sehr bedurfte, zugesandt werden. Vor seiner Abreise von Kuka ordnete er seine Papiere und Tagebücher und sandte dieselben dem englischen Consul in Tripolis in Verwahr, damit dieselben nicht verloren gehen möchten, sollte er selbst umkommen. Vom Scheith von Bornu zum Abschied mit einem schönen Kameelpaare beschenkt, verließ er Kuka am 25. Nov. 1852 mit fünf Dienern, sechs Kameelen, vier Pferden und einem guten Vorrath an Waffen und Schießbedarf. Da die Route nach Kano wegen ausgebrochenen Krieges zwischen den Fellatah und Bornu abgesperrt war, so begab er sich über Sinder nach Kaschna und fand gute Aufnahme. Doch wurde er wegen zwischen den Fellatah und Guber und Mariedi gleichfalls ausgebrochenen Krieges bis zum 21. März 1853 in Kaschna zurückgehalten. Endlich erhielt er von dem dort anwesenden Galadina (Premierminister) eine Escorte, die ihn sicher nach Sakatu geleitete. Unfern Burno wurde er von Aliju, dem Kaiser der Fellatah, freundlich empfangen und ihm wie allen englischen Kaufleuten in allen Fellatahlanden Schutz zugesagt. Er kam in Burno am 3. April an und blieb daselbst einen Monat. Seine Wanderung dann fortsetzend, zog er nach

Nordwest und überschritt die Kowara bei Sai, einer ansehnlichen Stadt in 14° Breite, $3^{\circ} 45'$ Länge, 150 geographische Meilen von Sakatu. Von hier zog er nach Libtako, einer andern ansehnlichen Stadt in $14^{\circ} 40'$ Breite, $0^{\circ} 30'$ Länge, 335 geographische Meilen von Sakatu und 240 von Timbuktu. Endlich am 7. Sept. 1853 hielt er seinen feierlichen Einzug in Timbuktu, der in einem, unter großem Volksgedränge stattfindenden, von dem Bruder des Regenten, Scheikh-el-Bakau, befehligten großen Aufzuge zu Pferde, zu Kameel und zu Fuß bestand. Auf den Rath des freundlichen Scheikh selbst mußte er sich nämlich für einen Gesandten vom Großsultan in Stambul ausgeben. Die so vom Tschadsee bis Timbuktu zurückgelegte Reise betrug über 2000 Meilen. Von Barth's sechs Kameelen starben unterwegs zwei, die übrigen wurden unbrauchbar. Auch seine eigene Gesundheit litt, und er hatte nach seiner Ankunft in Timbuktu einen heftigen Fieberanfall.

Die Vorstellungen, die über die Größe Timbuktus bestehen, sind übertrieben; es ist nicht so groß wie Kano und hat auch nicht dessen kommerzielle Bedeutung. Der Ort besteht meist nur aus Lehmhütten und umfaßt etwa 20000 Einwohner. Die Umgegend von Timbuktu ist, als an die Sahara grenzend, trocken und unfruchtbar. Die Bevölkerung bilden, außer dem einheimischen Stamme der Sonrai, Araber, Fellatah, Tuatir, Bambara, Mandingo u. s. w. Bei dem leicht erregbaren Fanatismus dieser aufeinander eifersüchtigen Stämme ist der Aufenthalt für Europäer höchst gefährlich, und trotz der aufrichtigen Freundschaft des Scheikh sollte dies auch Barth erfahren. Er wurde in Timbuktu gewaltsam zurückgehalten, und es geschah nur auf die persönliche Verwendung des englischen Consuls in Tripolis, Barrington, daß er die Stadt endlich am 24. März 1854 verlassen konnte. Nach seiner Abreise von Timbuktu zog er nach Sudan zurück, und traf am 1. Dec. (1854) auf der Straße zwischen Kano und Kuka mit dem Nachfolger auf dem Felde seiner bisherigen Arbeiten, mit Dr. Vogel, zusammen. Er besprach sich mit demselben, unterstützte ihn bestens bezüglich der fernern Zwecke der Expedition und eilte dann leichten Muthes über Kuka heimwärts. Barth kam am 8. Sept. 1855 glücklich in Marseille an. Wie an Ausdehnung des wirklich durchmessenen Grundes, so übertreffen seine letzten fünfjährigen Reisen in Afrika an Mannichfaltigkeit und Wichtigkeit der Ergebnisse ohne allen Vergleich die Leistungen aller frühern afrikanischen Reisenden.

Seitdem die Nachricht von Richardson's Tode eingetroffen, hatte der Geograph Petermann (damals in London), auf dessen Anregung sich die beiden Deutschen, Overweg und Barth, der Expedition Richardson's angeschlossen, Schritte gethan, den beiden Reisenden einen Gefährten zuzugesellen, der als ein Mann von Fach im Stande wäre, durch correcte Bestimmung der Länge und Breite, der Seehöhe u. s. w. den reichhaltigen gewonnenen Ergebnissen eine feste wissenschaftliche Geltung zu unterbreiten. Eine solche, höchst geeignete Person fand sich in dem jungen Astronomen und Botaniker Dr. E. Vogel, Assistenten des Astronomen Hind in London, Sohn des Schuldirectors Dr. K. Vogel in Leipzig. Auf weitere Vermittelung des preussischen Gesandten in London, Ritter Bunsen, und des Lords John Russell wurde demnach Vogel seinen beiden Landsleuten zur Hülfe gesandt. Man stattete ihn reichlich mit den erforderlichen Instrumenten aus, und gab ihm auch zwei tüchtige Gehülfen aus dem Geniecorps der Armee bei. Vogel verließ England am 20. Febr. 1855, gerade am Tage, wo in London die Nachricht von Overweg's Tode eintraf. Nachdem er seine Vorbereitungen in Tripolis vollendet, trat er am 28. Juni seine Reise ins innere Afrika an, begleitet von zwei einflussreichen Personen, Friedrich Barrington, Sohn des frühern englischen Consuls in Tripolis, bei den Wüstenstämmen wohl bekannt, und Hadje-Afsen, einem Verwandten des Scheikh von Bornu, der von der Wallfahrt aus Mekka nach Kuka zurückkehrte. Sie nahmen den directen Weg über Beniolid und Sukna und erreichten Murzuk am 5. Aug. Es war die erste bekannte Reise, die ein Europäer durch die Wüste in der Mitte des Sommers machte. Das Thermometer zeigte $92-100^{\circ}$ im Schatten, 120° in der Sonne!

Wasser war höchst spärlich; einmal trafen sie während 14 Tage nur drei Brunnen. Die Vegetation zeigte sich überall, auch in den Uadi, verdorrt. Alle Instrumente wurden jedoch glücklich hindurchgebracht; nur der photographische Apparat konnte der Hitze nicht widerstehen und verdarb.

Da Hadje-Aksen das Beiramfest in Murzuk abwarten wollte, so mußte Vogel daselbst vom 5. Aug. bis zum 13. Oct. bleiben, welche Zeit er zu Excursionen in die Umgegend benutzte. Er brachte die ganze Zeit in der ungesunden Gegend ungefährdet zu. Endlich brach die Karavane auf, bestehend aus 70 Kameelen und 65 wohlbewaffneten Leuten. Es war nun Winter, die Mittagshöhe nur 82—85°, wofür aber die fürchterlichen Sandstürme, die fast alle Spur des Weges verwehten, Schwierigkeiten verursachten. Vogel hatte einen Anfall der Gelbsucht, den er jedoch schnell überstand.

Er kam am 20. Febr. 1854 in Kuka an, und der Empfang war sehr glänzend. Der Scheikh schickte ihm 50 Meilen weit eine Escorte von 150 Reitern entgegen, und der Bruder des Scheikh holte ihn drei Stunden weit mit einer Armee von 3000 Mann feierlich ein. Einige Monate vorher, im November 1853, war in Bornu eine Revolution ausgebrochen, infolge welcher ein neuer Regent, Abd-el-Rahman, eingesetzt worden, der viel Energie und Intelligenz und sich den Weißen sehr günstig erwies.

Das Klima machte sich indessen bei dem Reisenden sofort geltend. Vogel erlag einem sehr heftigen Gelben Fieber, das ihn dem Grabe nahebrachte, und von dem er erst Ende März (1854) völlig genas. Er begleitete sodann eine große Ghasuah der Bornuesen nach den Musgo und Tubori und drang bis 9° 30' Breite vor, 30 Meilen weiter als Barth und Overweg zwei Jahre vorher auf derselben Route gekommen waren. Die Expedition bestand aus 22000 Mann zu Fuß und zu Pferde, 3000 Kameelen, 5000 Ochsen, 15000 Kameel- und Ochsentreibern. Die Einwohner flohen vor der Ghasuah bis über den Tuborisee zurück, hinter dessen marschigen Ufern sie sich sicherglaubten. Die Bornuesen setzten jedoch über den See an einer seichten Furt, wobei sie eine beträchtliche Mannschaft einbüßten, und nahmen 1500 Sklaven, alle Weiber und Kinder unter zwölf Jahren, und gegen 2000 Stück Vieh. Die Männer wurden fast alle niedergemacht oder einem spätern grausamen Tode aufbehalten. Vom Tuborisee zogen sie nach dem Schari, und nahmen von den dortigen Musgo 2500 Sklaven und 4000 Stück Vieh. 36 Männern wurde je ein Bein am Knie und ein Arm am Ellbogen abgeschnitten, damit sie sich, so belassen, zu Tode verbluteten. Die Sklaven wurden in dem schrecklichen Regenwetter, völlig nackt, ohne allen Schutz, des Nachts auf dem Boden schlafend, fortgeführt. Es brachen demzufolge Dysenterie und Blattern unter ihnen aus. Von den 4000 Sklaven kamen nur 500 nach Kuka, wo Vogel, dem Gräuelt heilend, eine beträchtliche Zeit vorher angekommen war. Nach neuern Berichten war Dr. Vogel, ausgerüstet mit den ihm von Barth beim Zusammentreffen übergebenen Empfehlungsbriefen des Kaisers Aliju, bis Jakoba, der schon erwähnten Hauptstadt der Fellatahprovinz Bautshi, vorgebrungen und hatte die genaue astronomische Lage aller wichtigen Ortschaften bestimmt. Von Jakoba gedachte Vogel Adamaua bis zur Südgrenze zu durchwandern und sich dann nordöstlich nach Uadai zu wenden. *)

Der Geograph Petermann, welcher überhaupt während seiner amtlichen Stellung in London die Exploration Centralafrikas gleich einem Generalissimus leitete, erkannte sofort die große Bedeutung der Entdeckung, die Barth gemacht, indem er im

*) Nach Dr. Vogel's letzten Nachrichten vom 5. Juni 1855, die seiner Familie in Leipzig Anfang Januar 1856 zugehen, ist er, seiner Absicht gemäß, nach Adamaua vorgebrungen, denn er berichtet, daß er den Fluß Vinue oder Venue (die obere Schadda) erreicht habe. Doch konnte er — aus unbekannten Gründen — den Fluß nicht passieren. Er hatte auf seinen letzten Wanderungen mit mancherlei Fährlichkeiten zu kämpfen gehabt, war auch krank gewesen, doch zur Zeit wieder munter und rüstig. Sein Hauptquartier befand sich damals in der Regierstadt Gombé. D. Red.

Juni 1851 in Adamaua den Binue (Tschadda) berührte. Barth hatte hiermit die Wasserstraße aufgefunden, die vermittels des Niger von Süden her in das Herz dieser weiten und vielversprechenden Länder führt und dieselben erst recht eigentlich dem Weltverkehre aufschließt. Petermann's Bestrebungen gingen jetzt dahin, auf dem Niger in den Binue einzubringen, und damit das Innere des Erdtheils von Süden aus auf dem praktikabelsten Wege zugänglich zu machen. Zuvörderst regte er die hochwichtige Angelegenheit in der „Times“ vom 25. Nov. 1852, dann im „Athenaeum“ vom 27. Nov. desselben Jahres an. Die britische Regierung ging auf die Sache ein, und entschloß sich, den Niger hinauf eine Binue- oder Tschaddaexpedition zu entsenden. Besonders fördernd war hierbei die Mitwirkung des Rheders Mac-Gregor Laird, welcher früher an der Kowara-Expedition von 1832 persönlich theilgenommen hatte. Laird baute sogar auf seine Kosten das Flußdampfschiff „Plejade“ für das neue Unternehmen, und steuerte zur Ausrüstung der Expedition überhaupt an 14000 Pfund Sterling bei, während die Regierung 5000 Pfund Sterling hinzuschuß. Die Leitung der Expedition übernahm Dr. William Balfour Baikie, der sich seiner schwierigen Aufgabe mit Eifer und Umsicht entledigte. Die übrigen Weissen, welche die Expedition begleiteten, waren ein gewisser May aus Fernando-Po, Dr. Hutchinson als Schiffsarzt, der Schiffscapitän der „Plejade“, zwei Supercargos, der erste Maschinist, der erste Steuermann und der Stewart. Der Schiffskaplan, Samuel Crowther, von der londoner Missionsgesellschaft, der sich um das Unternehmen sehr verdient machte, war ein Schwarzer. Die übrige Mannschaft bestand gänzlich aus Schwarzen und zählte 70 Matrosen von der Krustküste, südlich von Sierra-Leone, und drei Dolmetscher von Sierra-Leone. Am 11. Juli 1854 lief die „Plejade“ in die Nummündung, die Hauptmündung des Niger, ein und am 4. Aug. hatte das Schiff die Binuemündung erreicht. Bei Gurowa (8° 40'), der Hafenstadt von Hamarawa, wurde die Expedition vom Sultan (Statthalter) in feierlicher Audienz empfangen. Allein das Dampfschiff mußte hier Halt machen, da man — was bei den englischen Expeditionen so häufig geschieht — für das Weiterkommen nicht die gehörige Vorsorge getragen hatte. Es fehlte nämlich an dem hinlänglichen Kohlenvorrathe, und das Holzschlagen an den Ufern mußte man aufgeben, weil es die Mannschaft zu sehr erschöpfte. Außerdem waren auch die Segel zurückgelassen worden. Baikie ging daher mit seinem Begleiter May in einem Boote weiter aufwärts. Sie fanden sich aber bald den Angriffen der anwohnenden rohen Neger, von denen beide Geschlechter völlig nackt gingen, ausgesetzt. Nachdem sie bis auf 50 Meilen von der Faromündung auf dem Binue vorgebrungen, entschlossen sie sich zur Umkehr. Dies geschah am 29. Sept. Der Fluß war zu dieser Zeit noch immer im Steigen; erst am 5. Oct. begannen seine Gewässer zu fallen. Wegen Mangel an Brennstoff mußte man nun mit dem Schiffe stromabwärts treiben, und man erreichte auf diese Weise am 20. Oct. den Punkt, wo der Binue mit der Kowara zusammensießt. Am obern Flusse legten sie fast bei jeder bedeutenden Ortschaft an und suchten einen Verkehr herzustellen; dagegen eilten sie durch die untern Gewässer so schnell als möglich, um den ungefunten Einflüssen zu entgehen. Am 4. Nov. 1854 kam die Expedition an der Nummündung wieder an. Von den wichtigen Resultaten, welche auch diese Expedition gewährte, kann man aus Dr. Baikie's eigener Aufführung vor allem folgende drei hervorheben: 1) Es wurden jenseit des äußersten Punktes, den die Expedition von Allen und Oldfield im Jahre 1833 auf der Tschadda (Binue) erreichte, noch ungefähr 250 Meilen weiter hinauf erforscht und die Identität der Tschadda und des Binue festgestellt. 2) Man erlangte die Sicherheit, daß der Fluß während der Regenzeit wenigstens bis zu dem Punkte, welchen man erreicht hatte, vollkommen schiffbar sei, und konnte den wohlbegründeten Schluß ziehen, den die Aussagen der Eingeborenen bestätigten, daß der Fluß auch noch bedeutend weiter hinauf der Schifffahrt zugänglich sei. 3) Man machte überdies die Erfahrung, daß das Klima jener Länder dem Europäer keineswegs unüberwindliche Schwierigkeiten

entgegenstelle, da die Expedition nur sehr wenige Kranke aufwies und keinen Todesfall zu beklagen hatte. Durch alle diese Thatfachen, die jetzt feststanden, wurden die mythologischen Drachen überwunden, die bisher die Pforten der großen Nigerstraße verschlossen gehalten. Die schönste Straße ins Herz von Afrika war somit erschlossen — ein Ereigniß, das für diesen Erdtheil als wahrhaft epochemachend betrachtet werden muß.

Im Süden von Sudan beginnt das Land der heidnischen Neger, von welchem wir bis jetzt durchaus keine Kenntniß haben. Doch spricht Alles dafür, daß dasselbe ein allmählig zu beträchtlicher Höhe ansteigendes Hochland sei. Es haben z. B. alle Flüsse in Tiefsudan, der Vinue wie der Schari und deren Zuflüsse, eine reisende Strömung, obgleich sie hier durch eine völlig flache Ebene fließen, was nur dadurch zu erklären, daß ihr oberer Lauf durch ein Hochland geht. Die nach Sudan transportirten Negerklaven leiden, auch wenn sie nicht so hart wie in der angeführten bornuesischen Ghasuah behandelt werden, in gleicher Weise wie die Europäer am Klima. Den Arabern zufolge erklärt sich dies dadurch, daß die Luft in der Heimat dieser Neger kühl und frisch, also die eines Hochlandes ist. Nach einzelnen, von Eingeborenen herrührenden Angaben scheint es, daß der Aufstieg ganz in der regelmäßigen Terrassenform stattfindet, mit Randgebirgen und hintenanliegenden Ebenen. Als Krone des Ganzen dürfen wir demnach ein hohes, vielleicht die Schneelinie erreichendes ostwestliches Gebirge, etwa unter dem Äquator, vermuthen, was dann das Mondgebirge wäre, von dem die Alten berichten.

Die vorherrschende geognostische Bildung von Nordafrika ist Sandstein, welcher krystallinische Gesteine, Porphyr, Syenit und Granit mit rothem oder weißem Feldspath zum Liegenden hat. Dieselben krystallinischen Gesteine ragen in höhern Gebirgen, wie in denen von Abier, im Mandatagebirge, zutage. Zwar verschwindet in Sudan die Sandsteinformation meist unter der Tiefe des culturfähigen Savannenbodens; doch liegt sie noch vor in Tafellanden, wie z. B. in dem westlich anstoßenden der Kowara. Im Ganzen entspricht auch das Nilthal in geognostischer Beziehung Sudan, und es scheinen, ungeachtet der hypsommetrischen Verschiedenheit, dieselben Bildungen durch beide Landstriche hindurchzulaufen. Wenn wir nun nach den neuerdings im obern Nilthale bis nahe zum 4. Breitengrade bekannt gewordenen Bildungen auf die jenes Hochlandes im Süden von Sudan schließen dürfen, so erwarten wir hier wie dort die Formation des deutschen Centralalpenrückens, Granit mit Gneis, begleitet von Glimmer, Chlorit und Hornblendeschiefer. Wie in den Alpen beobachtet man im obern Nilthale als vorwaltende Bestandtheile der körnig schieferigen Gesteine weißen Feldspath, weißen Quarz und verschiedenfarbigen Glimmer. Diese krystallinischen Gesteine, namentlich der Quarz, sind aber hier, wie bekanntlich in Californien und Australien, goldhaltig, und aus ihrer Verwitterung ist der Goldsand hervorgegangen, welcher bereits im obern Nilthal entdeckt ward und den auch der obere Vinue führen soll. Es ist also Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß dieses gesunde, fruchtbare, reich bewaldete und bewässerte Hochland von Afrika sich einst als ein neues großes Goldfeld darstellen wird.

Sudan sieht aber in diesen Ländern der heidnischen Neger, zusammen unter dem Namen der Madische begriffen, eben nichts als ein weites Jagdfeld, welches Sklaven liefert. Mit den Sklaven selbst eignen sich die Sudaner beiläufig auch die zahlreichen Viehheerden und die oft nicht minder reichhaltigen Getreidevorräthe der Neger an. Alle Madische gelten als Sklaven, und wie deren Leiber, so meinen die rechtgläubigen Sudaner, gehören ihnen auch deren übrige Besitzthümer zu. Von diesem großen Jagd-felde sind, wie schon bemerkt, den verschiedenen Sudanstaaten bestimmte Reviere zugetheilt, welche unter gewissen, auf die einzelnen einheimischen Völkerschaften weiter keinen Bezug habenden arabischen Collectivnamen begriffen werden. So gehören zu Kordofan die Terdschaui, zu Darfur die Fertit, zu Uadai die Dschenakherah.

Diese Negerländer sind nach allen Berichten höchst fruchtbar und gesund, und die Bevölkerung ist überaus dicht. Die Neger sind Ackerbauer und Viehzüchter und

üben außerdem mancherlei Fertigkeiten. Sie machen Säge und sonstigen Hausrath von höchst zierlicher Form und vollkommener Ausführung. Sie verstehen den Abbau und die Schmelzung des Eisens und schmieden daraus untadelhafte Messer, Dolche, Lanzenspitzen, Sicheln, lange, vollkommen glatte Pfeifenröhre, elegante Arm- und Weinbänder u. dergl. Ebenso liefern sie treffliche Töpferarbeit. Weberei haben sie dagegen keine, da sie keine Kleidung tragen, höchstens nur einen kurzen lederen Schurz. Auch brauchen sie kein Bettzeug. Denn jeden Abend reiben sie sich den Leib mit Butter ein, rollen sich dann in einen zu dem Behufe von den Frauen bereiteten Aschenhaufen, der ihnen eine gegen Kälte und Insekten hinlänglich schützende Bettdecke gewährt.

Die Neger besitzen überhaupt unstreitig mannichfache Anlagen. Da sie den Sudanern ganz unverhältnißmäßig an Zahl überlegen sind, so erscheint es schwer erklärbar, daß sie sich von denselben fortwährend haben in die Sklaverei führen lassen. Die wesentliche Ursache lag offenbar in der Einheit der Organisation, welche ursprünglich den gesammten Staatenbund von Sudan zusammenhielt, während bei den Negern sich kein irgend bedeutender Staat ausgebildet hatte. Dazu kam dann für die Sudaner die große Ueberlegenheit des Kriegswesens. Schon der Besitz von Reiterei, von vortrefflichen Pferden arabischer Race, war entscheidend, wie wir dies auch in Südafrika bei den pferbezüchtenden Namaqua sehen. Dazu kam in neuerer Zeit der Besitz von Feuerwaffen. Ein Widerstand der Neger in Masse konnte aber überhaupt umfoweniger stattfinden, als es den Negern nie beikommen mochte, die Rechtlichkeit des Sklavenwesens im Allgemeinen in Frage zu stellen. Widerstand findet eben nur theilweise und als Ausnahme statt, und die Regel ist offenbar, daß die Häuptlinge ihre Unterthanen, die Ältern ihre Kinder freiwillig verkaufen. Ja, es dürfte sich am Ende herausstellen, daß die Sklaverei für die Negerländer selbst eine Nothwendigkeit ist, ohne welche bei deren gegenwärtigem Culturstande Uebervölkerung und allgemeines Elend unvermeidlich wären.

Das Drangebecken.

Wir wenden uns nach Südafrika, um dessen Binnenland, soweit es erkundet, von Süden nach Norden zu durchwandern. Bereits in der Abhandlung über die Capcolonie *) haben wir gesehen, wie sich das Land in regelmäßigen, von Randgebirgen besetzten Stufen zum Becken des Drangeflusses erhebt, das sich fast durch die ganze Breite des Continents quer hindurcherstreckt. Das Drangebecken wird im Süden und Osten durch den im 30. Breitengrade an der atlantischen Küste entspringenden Gebirgszug begrenzt, welcher als Roggeveld, Nieuwveld, Sneeuwveld nach Osten, dann als Stormberg, Witberg und Drakenberg nach Nordosten setzt und an der Delagoabai ausläuft. Die Nordgrenze des Beckens bildet ein ebenfalls westöstlicher Gebirgszug, welcher im 23. Breitengrade an der Westgrenze entspringt, im Westen als Awaß- oder Twaß, im Osten als Kurritschan und Kaschan, im mittlern Laufe jedoch noch nicht näher bekannt ist. Von diesem nördlichen Grenzgebirge zieht ein elliptisch geformtes Ringgebirge in das Becken hinein, indem es zwischen dem 19. und 23. Längengrade fünf Breitengrade nach Süden hin einen langen Halbkreis beschreibt und ein über dem übrigen Theile des Beckens erhabenes Tafelland umschließt. Auch die Westgrenze des Beckens ist durch ein Gebirge bezeichnet, das sich mit dem südlichen Randgebirge verbindet. Es wird mithin das gesammte Drangebecken im Westen, Süden und Osten durch einen großen Halbkreis von Gebirgen begrenzt, dessen Auslauf an der Westseite durch die Balfischbai, an der Ostseite durch die Delagoabai bezeichnet ist.

Von Osten nach Westen durchfließt die ganze Breite des Beckens, eine Strecke von mehr als 1000 (englischen) Meilen, der Drangefluß (Dranje-River). Er entspringt in den Drakenbergen und mündet 500 Meilen nördlich vom Cap in den Atlantischen Ocean.

*) Vgl. den Artikel „Das Cap der guten Hoffnung“, im vierten Bande der „Gegenwart“, S. 507—554, namentlich S. 507—510. D. Red.

Der einheimische Name des obern Flusses ist Nu Gariep (Schwarzer Fluß). In 29° 4' 22" südlicher Breite erhält er seinen Hauptzufluß, den Rv Gariep oder Baal (Fahler Fluß), welcher im äußersten Nordosten des Drangebeckens entspringt und in seinem Laufe einen weiten Bogen beschreibt. Die Baalmündung befindet sich in geringer Entfernung vom Südostwinkel des erwähnten Halbringgebirges. Indem der Drange sodann längs dieser Felsenhöhen hinfließt, welche er an mehreren Stellen in wilden Katarakten durchbricht, erhält er von Norden her keine weiteren Zuflüsse, bis die Höhen sich wieder nach Norden wenden, worauf er den Großen Fisch- oder Aulfluß aufnimmt, welcher vom Norden her zwischen jenen Höhen und dem westlichen Grenzgebirge des Beckens sein Thal bildet. Von Süden her erhält der Drange keine beträchtlichen Zuflüsse, im mittlern und untern Laufe gar keine. Der Drange hat meist eine Breite von 600 Fuß und eine Tiefe von 50 Fuß. Mit seinen grünen Ufern bildet er in den wüsten Strecken seines mittlern und untern Laufes eine eigenthümlich großartige Dase. Seine Ufer besäumt dicht eine besondere, der Trauerweide nahe verwandte Weide (*Salix Garipana*), die Zweige anmuthig in die Flut tauchend. Hinter den Weiden stehen am häufigsten Zwartehout, Karenhout, Büffeldoorn, Doornboom. Dieses Gehölz, an jedem Ufer eine Meile breit, könnte Rugholz in Menge liefern. Ebenholz ist häufig, sowie die *Royena decidua*, deren Rinde einen vortrefflichen Gerbestoff enthält. Die Akazien könnten Gummi in Masse gewähren, und wilder Honig findet sich in unglaublicher Menge. Zwischen den Bäumen ist immer Graswuchs, und die Flußufer sind in Zeiten der Dürre den umwohnenden Hirtenstämmen ein nie fehlender Zufluchtsort; doch werden die Ufergegenden freilich durch öfteres plötzliches Anschwellen des Flusses unsicher. Die Waldung bewohnt zahlloses Gefieder, unter welchem sich viele Geier und Habichte befinden. Die wilden Thiere sind zahlreich. Das Wasser ist voll von Fischen aller Art, die jedoch von den Eingeborenen nicht benutzt werden. Eine Strecke vor den Katarakten theilt sich der Drange in mehrere Arme, zahlreiche, fruchtbare, mit Mimosen überwachsene Berder umfließend, wodurch eine mehrere Meilen weite Ebene entsteht. Der Fluß vereinigt sich dann wieder und stürzt in Staubwolken über 400 Fuß hohe Felsen. Berge und Anhöhen begleiten den Fluß bis auf wenige Meilen von der Mündung, wo er, von unzähligen Scharen von Schwimmvögeln bewohnt, eine Breite von vier Meilen hat. Die Mündung ist aber nur 350 Fuß breit und so versandet, daß kaum Vöte hindurchkommen.

Das Drangebecken im Norden des Flusses zerfällt naturgemäß in vier Theile: das Land zwischen dem Atlantischen Ocean und dem Ringgebirge (Groß-Namaqualand); das Land innerhalb des Ringgebirges (die Kalahari); das Land zwischen dem Ringgebirge und dem Baal; das Land zwischen dem Baal und dem Drange. Diesen Strichen entsprechen im Süden des Drange die ganz ähnlichen: Klein-Namaqualand, Buschmannland und die besiedelten nordöstlichen Theile der Colonie.

1) Namaqualand.

Namaqualand zerfällt durch den Drange in zwei Theile, den nördlichen, Groß-Namaqualand, und den südlichen, Klein-Namaqualand. Klein-Namaqualand, begrenzt im Westen vom Meere, im Norden vom Drange, im Osten von Buschmannland und im Süden vom Grünen Fluß, welcher es von der Provinz Clan William trennt, hat eine niedrige, unfruchtbare Küste ohne frisches Wasser oder Hafenplatz, von welcher unfern des Meeres Gebirgsland ansteigt, das sich in seinem Höhenpunkte, dem Kamiesberge, 4000 Fuß erhebt. Aus wild übereinander aufsteigenden Granitkuppen, mit Klippen und Felsblöcken übersäet und von schauerlichen Abgründen zerrissenen Hochebenen, Felsenbecken und Kesseln bestehend, ist Klein-Namaqualand eben das Stufenland, welches an dieser Westseite vom Meere zum Hochlande des Drangebeckens hinaufführt, während Buschmannland, bereits auf dem Rücken des Hochlandes gelegen, eine weite Ebene bildet. Während der Wintermonate April, Mai und Juni fällt der Seeregen, so genannt, weil er vom Meere her kommt, oft reichlich.

Das Wetter ist dann rauh, dick; kalte Nebel bedecken das Land, mitunter fällt Schnee und bleibt einige Tage liegen, und die Kälte ist zuweilen so groß, daß Rindvieh davon umkommt. Während des Sommers fällt kein Regen in Klein-Namaqualand. Die Sommerhitze ist bei Ostwind sehr drückend, indem sie bis auf 106° steigt. Fließendes Wasser gibt es gar nicht; die Quellen sind auch nicht bedeutend; ihr meist tiefliegendes, in Teichen gesammeltes Wasser ist salpeterhaltig, stillt jedoch den Durst immer noch besser als süßes Quellwasser. Aber auch die Quellen versiegen häufig während des Sommers; Menschen und Vieh haben dann nur das Grabwasser, welches sie im Sande, wo es sich vom Winter her gehalten hat, auffcharren. Der einzige Fluß ist der Drange, dessen Bette jedoch tief und unzugänglich liegt. Wie der Drange, so haben in den Thälern auch die Rinnsäle, durch die während des Winters starke Regenflüsse rauschen, Baumwuchs; die Anhöhen und Hochebenen sind dagegen immer baumlos. Bemerkenswerthe Bäume sind der Boterbaum, eine 12—15 Fuß hohe Zwergpalme, der Wagenbaum, dessen Holz zum Wagenbau vorzüglich geeignet, der Röcherbaum, eine Aloe, mit kegelförmigem Stamme, 12 Fuß im Umfang und 20 Fuß hoch, und einer kegelförmigen Krone von 200—300 Fuß im Umkreis. Während der Regenzeit schießt das Gras auf, zwar 2—3 Fuß voneinander, aber überall in Sand und Stein. Auch geben viele Sträucher Viehfutter, sodaß das Vieh gute Weide hat. Springböcke, in Zügen von vielen Tausenden, gewähren ein gutes Wildpret. Schakals, Schlangen, Skorpione, Heuschrecken, Bienen sind häufig. Das Land ist reich an Kupferlagern.

Groß-Namaqualand erstreckt sich vom Awaß, also ungefähr vom Wendekreise bis zum Drange. Der Awaß, in seinem östlichen Theile gewöhnlich Iwaß genannt, hat eine beträchtliche Breite, indem er aus mehreren Gebirgsreihen besteht, die in der Mitte hohe Knoten bilden, und besteht größtentheils aus Urgestein und altem rothen Sandstein, begleitet von Kupfer und Eisen. An das Gebirgsland schließt sich im Norden und Süden ausgedehntes Hochland an. Den nördlichen Theil des Gebirges durchfurcht ostwestlich das Thal des Schwachaub, den südlichen in derselben Richtung das des Kuifib. Sowol der Schwachaub als der Kuifib münden in die Walfischbai, deren weite Ufer ringsum an 40 Meilen landeinwärts eine wirre, blanke Wüstenei von hintereinander aufgeschauften Sanddünen bilden, fast aller Vegetation bar und nur hier und da durch einen Flamingo oder Pelikan belebt. Die Bai bildet jedoch einen vortrefflichen Hafen, den einzigen an der Küste. Der Kuifib hat ein schönes, breites Bett; allein es ist gewöhnlich nur ein trockenes Bett. Der Fluß nämlich fließt eigentlich nur alle vier oder fünf Jahre, dann aber mit einer Gewaltsamkeit, welche Alles mit sich reißt. Ueberall enthält das Bett Quellen, d. h. Stellen, wo sich von der Regenzeit her das Wasser im Sande gehalten hat und leicht gegraben werden kann. Bis in die Nähe der Walfischbai ist das Bett schön bewaldet; die Dünen, durch welche das untere Bett läuft, bewachsen der Dabbi, eine Art Fenchel, aber 8—12 Fuß hoch, dann eine Art stacheliger Kürbisse, und die Nara, in welcher Pflanze diese so todt scheinende Erde ihren armen Kindern eine Brotsfrucht reicht. Diese Nara wächst fast auf allen Dünen an der Bai, und dient bei deren Aufbau zu einem vortrefflichen Bindemittel; denn indem der Sand die Pflanze überschüttet, treibt sie fortwährend nur Schößlinge zutage, sodaß sich das Ganze aufbaut, halb Sand, halb Pflanze. Das Schwachaubbett liegt im untern Lauf 1000 Fuß unter den jäh abfallenden Felsenufen, ist selbst aber, 300 Fuß breit, völlig eben. Es besteht aus schwerem Sande, ist stellenweise mit Gras, hohen Vinsen und Holungen bedeckt, und enthält überall vortreffliche Wasserplätze. Längs des Schwachaub führt eine zu allen Jahreszeiten wegsame Straße ins Innere. Die 1000 Fuß hohen Felsenufer sind meist so steil, daß es fast unmöglich, sie zu erklimmen. Einen so mächtigen Einschnitt haben die Gewässer hier gebildet. Die Spuren der großen Flußströmungen des Schwachaub während der Regenzeit erkennt man überall an ausgerissenen Baumstämmen und Erdsanschwellungen. Weiter oberhalb hören diese tiefen Einschnitte auf. Das Land am obern Schwachaub ist wahrscheinlich das

beste im Awaß; es ist reich an Quellen, Weide, Wald und Wild. Unter letzterm befindet sich das gewaltige weiße Rhinoceros.

Durch den Großbullmundpaß gelangt man aus dem Gebirge in das anliegende Hochland, einen überaus öden, wasserlosen Strich. Am Sübrande dieses Hochlandes entspringt der Aub (Dup) oder der Große Fischfluß, welcher von hier an das Land bis zum Orange durchzieht. Durch eine bedeutende Zahl von einmündenden Nebenthälern wird das Aubthal sehr gefurcht, sodaß sandige Thalgründe mit Hochebenen abwechseln. Der Großbukaresberg begrenzt das Aubthal im Osten, das Unuman- (Knollen-) Gebirge im Westen, beide an 3000 Fuß hoch. Auch der Aub fließt sehr häufig nicht; doch enthält sein Bett gewöhnlich viele großen Lachen, Seekuhlöcher genannt. Mitunter versiegt er aber jahrelang, wo dann die Anwohner an 20 Fuß tief graben müssen, um Wasser zu erhalten. An seinen Ufern befinden sich manche, von hohem Grase und Mimosengehölzen bedeckte Landschaften. Im Ganzen hat jedoch das Thal den Charakter einer traurigen Einöde: das weite Land ist nur mit spärlich zerstreutem Gebüsch besetzt, und zeigt im Strahl eines fast immer unbewölkten Himmels nur glühenden Sand und Stein. Dessenungeachtet ist Wild und Gefieder aller Art höchst zahlreich. Auch findet man Kupferlager von großer Mächtigkeit, welche nur 10 Fuß tief liegen. Längs der ganzen Küste von Groß-Namaqualand liegt ein 40 Meilen breiter Saum angeschwemmter Sandmassen, von keinem Gewässer durchbrochen, sodaß das Land, vom Meer aus, als eine ununterbrochene Wüste erscheint.

Der Winter in Groß-Namaqualand dauert von Mai bis Juli. Es ist dann oft im Hochlande empfindlich kalt und man hat des Morgens wol zollbickes Eis und Reis auf den Bäumen. Im Sommer wird dagegen die Hitze fast unerträglich, 100° und 110° ist gewöhnlich. Den regelmäßigen Seeregen von Klein-Namaqualand hat Groß-Namaqualand nicht, sondern nur Gewitterregen, regelmäßig im December und Januar, die daher die fruchtbarsten Monate sind. Diese Regen entladen sich mit großer Gewalt; schwächere Regen fallen gewöhnlich im September und October und im Mai und Juli, bleiben aber oft aus.

Die Vegetation im Aubthale ist im Ganzen dieselbe wie in Klein-Namaqualand. Im Awaß ist dagegen der Baumwuchs kräftiger und dichter; die Ahna bildet schöne Waldungen; der Graswuchs zeigt sich, sobald Regen fällt, kräftig und üppig. Auf den Sanddünen an der Walfischbai rankt die Nara mit reichlicher Frucht, die Brotfrucht der dortigen Hottentotten. Der größte Theil des Landes wäre aber wol unbewohnbar, lieferte der Boden, und zwar in wunderbarer Reichlichkeit, nicht noch eine andere Brotfrucht, die Kani, eine Zwiebel von der Größe einer Haselnuß, welche, auf Kohlen gebraten, wie Kartoffeln schmeckt, auch, zu Mehl gerieben, viel in Milch und Fleischbrühe genossen wird. Diese eßbare Zwiebel, durch ganz Südafrika in mehr als 30 Arten verbreitet, ist überhaupt eines der wichtigsten Erzeugnisse jener Länder. Die Zwiebel wird durch zahlreiche und starke Hüllen in dem harten und heißen Boden vor Vertrocknung gesichert. Wilde Thiere kommen auch im Awaß besser fort als im Aubthale. Rind, Schaf und Ziege gedeihen überall, das Pferd aber nur im Awaß.

Die Namaqua oder Nama (Qua heißt Volk) sind Hottentotten, daher von gelber Farbe und untersefter Gestalt. Ihre gewöhnliche Tracht besteht in kurzer Jacke, Hose und Mütze von Leder oder europäischem Zeug, die der Weiber ist jetzt gleichfalls europäischen Schnitts. Sie sind Viehzüchter und leben in Gemeinden mit republikanischer Verfassung. Jede Gemeinde hat einen Capitän, einen Untercapitän, drei Corporale, einen Rath und eine jährliche allgemeine Volksversammlung. Der Capitän, dessen Würde erblich, übt in Krieg und Frieden die höchste Gewalt aus, bedarf jedoch bei allen wichtigen Vorfällen der Zustimmung des Raths, bei wichtigern der der Versammlung. Die Quelle ist der einigende Punkt der Gemeinde, die umliegende Gegend, welche sie nomadisch truppweise durchziehen, ihr Gebiet. Die Wohlhabenden besitzen mehrere Weiber; doch knüpft sich das Eheband nicht sonderlich fest.

Der Nama ist gewöhnlich stumpfsinnig und träge, der Trunkenheit und der Unzucht ergeben. Die Nama haben keinen einheimischen Gottesdienst und keine Priester, wol aber Zauberer, welche gegen Krankheiten schützende Arm- und Fußbänder verkaufen. Sie verehren Heizi Gibib, der ein mächtiger böser Mensch gewesen und nach seinem Tode an vielen Orten wieder auferstanden und wiederum begraben worden sein soll, weshalb man mehrfach seine Grabstätten aufgefunden haben will. Wer an einer solchen vorübergeht, wirft einen Stein darauf und ruft den Heizi Gibib um Hülfe an. Gespensterfurcht ist allgemein. Ihre Häuser sind sogenannte Mattenhäuser, eine Art von großen Bienenkörben, gerade hoch genug für einen Mann, für das nomadische Leben, als leicht tragbar, wohl geeignet. Ihr hauptsächlichstes Hausgeräthe ist der Bambus, ein grobgeschnittener hölzerner Napf. Sie sind sehr unreinlich, ihre Person wie alle ihre Sachen starren von Schmutz.

Die Einwohner von Klein-Namaqualand, 3000 an Zahl, sind aber meist sogenannte Bastarde oder Doilam, eine Mischrace holländischer Ansiedler mit dem eingeborenen Hottentottenstamme der Namaqua. Viele holländische Gehöfte wurden hier frühzeitig angelegt, namentlich am Kamiesberge, von denen auch mehre noch gegenwärtig bestehen. Diese Doilam haben häufig ganz europäische Gesichtszüge und Farbe; das hottentottische Element ist jedoch bei ihnen vorherrschend. Sie bilden sich viel auf ihren wunderlichen Namen Doilam ein, obwohl derselbe (ein unfruchtbar und überhaupt unnütz gewordenes altes Mutterschaf) eigentlich ein Schimpf-name war, welchen die holländischen Ansiedler den Hottentotten beizulegen pflegten. Sie würden sich bitter beleidigt fühlen, wollte man sie Hottentotten heißen. Sie sprechen gewöhnlich das Holländische.

Klein-Namaqualand enthält die folgenden vier Ortschaften: Lilienquell am Kamiesberg, 800 Einwohner, mit beschränktem Wasser und Gartenland; Kommaggas, 12 Stunden nordwestlich von Lilienquell, mit der besten Quelle im Lande und ausgedehnten Weiden, 500 Einwohner; Steinkopf, eine Tagereise nordöstlich von Kommaggas, mit beträchtlichem Kornland, 1500 Einwohner; Richtersfeld (Kobus), an der Drangenmündung, 300 Einwohner. In Lilienquell ist eine englische Methodistenmission, in den andern drei Dörfern befinden sich Missionen der rheinischen Gesellschaft von Barmen. Die hiesigen Missionen wurden vor 40 Jahren von der londoner Missionsgesellschaft gestiftet, im Jahre 1840 aber an den drei erwähnten Stellen den Rheinischen Brüdern abgetreten.

Wie Klein-Namaqualand früher von den Holländern colonisirt und dessen Einwohnerchaft zu einer Mischrace umgebildet wurde, so ist in neuerer Zeit Groß-Namaqualand von den Doilam von Klein-Namaqualand eingenommen worden. Vor ungefähr 30 Jahren überschritten die Doilam den Orange, warfen sich auf die Hottentottenstämme von Groß-Namaqualand, zertrümmerten sie in wilden Kriegen und unterjochten ihre Nester oder trieben sie weiter nach Norden. Zu den Doilam gehören fast alle Capitäne in Groß-Namaqualand, wie man schon an ihren holländischen Namen sieht. Besonders hat der Capitän Jonker Afrikaner seit Ende der dreißiger Jahre diesen Eroberungskrieg mit Nachdruck betrieben; er hat sich im besten Theile des Awas festgesetzt und sein Gebiet bis an die Walfischbai und beträchtlich im Norden des Gebirges ausgedehnt. Nur ein einziger eigentlicher Namaquastamm hat sich selbständig erhalten, das sogenannte Rothe Volk im östlichen Awas, welches unter dem Häuptlinge Dastib im östlichen Gebirge sitzt und noch nicht zum Christenthum bekehrt ist. Es gibt jetzt in Groß-Namaqualand zehn Gemeinden oder Stämme, nämlich, von Süden nach Norden gezählt: Warmbad; Hendrick Veldschoendragers Gemeinde, 30 Meilen nördlich von Warmbad; Bethanien, fünf Tagereisen weiter nördlich; Großbukaras, im Osten des Awas; Rehoboth, acht Tagereisen weiter nördlich; Wesleyvale, nordöstlich von Rehoboth; das Rothe Volk, zwischen den beiden letztern Gemeinden; Jonker Afrikaner's Stamm; Willem Franzmann's Stamm, im Osten von Jonker Afrikaner. An der Walfischbai und zehn Tagereisen weiter nördlich längs der Meeresküste haust der noch unvermischte Hottentottenstamm

der Lognaar oder Narinka, so genannt, weil sie größtentheils von der Nara leben; an der Bai selbst ist dieser Stamm dem Jonker heimisch.

Die englischen Methodisten haben im Lande drei Missionen: Warmbad, Westervale und Concordiaville; die Rheinischen Brüder haben die Missionen Bethanien (Klippquelle), Verseba, Rehoboth und Scheppmannsdorf. Die letztern sind von großer Wichtigkeit nicht nur für Namaqualand, sondern für ganz Südafrika. Die 1828 aus der Vereinigung der Missionsgesellschaften von Eibersfeld, Barmen und Köln gebildete Rheinische Missionsgesellschaft hat von Anfang an ihr Hauptaugenmerk auf Südafrika gerichtet. Ihr erstes Missionsfeld war die Capcolonie, wohin auf Veranlassung des Superintendenten der londoner Missionsgesellschaft am Cap, des Dr. Phillip, im Jahre 1829 ihre ersten vier Missionen gesandt wurden: zwei nach Stellenbosch und Tulbagh, den bereits gegründeten Missionsanstalten für die dortigen Farbigen, und zwei nach Wuppertal und Ebenezer, beide neu errichtete Anstalten. Schon im Jahre 1831 kam eine fünfte Anstalt hinzu, Worcester. Es geschah dann auf die dringenden Vorstellungen Schmelen's, Missionars der londoner Gesellschaft zu Kommagas in Klein-Namaqualand, daß 1840 und 1841 die rheinischen Missionen in Klein-Namaqualand begründet wurden. Bereits im Jahre 1842 wurde hierauf der Drange überschritten, indem man Schmelen's alte Anstalt, Bethanien, wieder herstellte und im Norden von Namaquien bei Jonker Afrikaner im Awaß eine Mission errichtete, letztere unter dem so tüchtigen Hugo Hahn, einem echten Missionar. Diese letzte Mission hatte einen überraschend schnellen Erfolg, weshalb die wesleyischen Missionare, die eine so viel versprechende Station gern selbst haben wollten, die Rheinländer 1844 wieder daraus verdrängten und die Station selbst in Besitz nahmen, worauf sie dieselbe, in geringer Übereinstimmung mit solcher Handlungsweise, Concordiaville taufte. Statt sich aber zurückzuziehen, gingen die Rheinischen Brüder vorwärts. Noch im selbigen Jahre wurde Ditsikango oder Neu-Barmen am Schwachaub gegründet, womit das große Feld der Baschuanabunda-Länder in Angriff genommen war. Im Jahre 1843 wurden sodann Rehoboth am Fuße des Awaß, 1½ Tagereise von Jonker, und Scheppmannsdorf an der Kuissbündung gegründet. Letzteres, zum Stapelplatz für die Anstalten am Schwachaub und im Awaß bestimmt, war ein sehr interessantes Unternehmen. Acht Stunden von der Bai (den Weg mit Ochsenwagen zurückgelegt) lagen die verschiedenen Gebällichkeiten der Station an einem lieblichen Gehölze und einem im Flußbette entspringenden und eine Strecke fließenden Bache. Ein Dorf der Narinka bildete sich umher, auch ein englischer Händler siedelte sich an. Im Garten standen schöner Weizen, Kartoffeln, Bohnen, Kürbisse, Melonen. So versprach Alles das Beste, als plötzlich das Verderben hereinbrach. Infolge großer Regen wälzten sich durch das so viele Jahre wasserlose Flußbette im Februar 1851 auf einmal gewaltige Fluten und rissen das ganze Dörflein weg, sodaß auch keine Spur blieb. Nur mit der größten Anstrengung retteten die Einwohner das Leben und die nothdürftigste Habe. Doch hat man seitdem die Station an sicherer Stelle wieder hergestellt. Inzwischen sind die Missionsanstalten der rheinischen Gesellschaft am Cap und bei den Namaqua immer mehr ausgebreitet worden. In den Colonien hat die Gesellschaft 13 Missionen. Die Hauptstation ist die von Stellenbosch, mit einer von 450 Schülern besuchten Schule.

Groß-Namaqualand wurde zuerst bereist von Heinrich Schmelen, einem Bremer von Geburt, Missionar der londoner Gesellschaft. Er war in den Jahren 1812 und 1813 mit einer Horde Namaqua am untern Drange umhergezogen, als er im Jahre 1814 auf Befehl seiner Gesellschaft mit einer Anzahl anhänglicher Namaqua unter großen Beschwerden das Aukthal vier Monate lang hinaufzog und bis an den Kuiss vordrang. Auf seiner Rückreise stiftete er an der in einem weiten Thale belegenen schönen Klippquelle, an einer anscheinend sehr günstigen Stelle, eine Mission, welche er Bethanien nannte. Diese Station war schon deshalb von Wichtigkeit, weil Angra Piguina (26° 28' Breite), der einzige Hafen an der Küste

von Groß-Namaqualand im Süden der Balfischbai ($22^{\circ} 52'$ Breite), ziemlich nahe liegt. Bethanien liegt nämlich 150 englische Meilen östlich von Angra Piguina. Von Bethanien aus durchreiste Schmelen das Land in einem Umkreise von zehn Tagereisen. Auf einem Reitochsen, die Bibel im Sack, den Karoß am Tage zum Sattel und des Nachts zur Decke, durchzog er die heißen Sandsteppen. Im Jahre 1816 nach Klein-Namaqualand zurückberufen, kehrte er 1818 nach Bethanien zurück, um sein Werk von neuem anzufangen. Er baute sich ein steinernes Haus an der Quelle und legte einen Garten an. Aber eine drei Jahre anhaltende Dürre zwang ihn 1821 zur Rückkehr nach dem Drange. Im Jahre 1825 machte er einen nochmaligen Versuch mit Bethanien, aber die Dürre nöthigte ihn abermals zur Rückkehr. Es war sodann im Jahre 1842, daß die ersten Missionare der rheinischen Gesellschaft, Kleinschmidt, Hugo Hahn und Knudsen, über den Drange zogen. Knudsen ging nach Bethanien. Die Ruinen des Schmelen'schen Hauses wurden mit Hülfe der dortigen Namaqua in einigen Monaten wiederhergestellt. Seine Arbeiten in Kirche und Schule hatten guten Erfolg, bis endlich Händler von der Capcolonie nach Bethanien kamen, welche Knudsen bei den dortigen Namaqua verdächtigten, daß er sie den Engländern überliefern wolle, und sie dermaßen aufreizten, daß Knudsen im Februar 1851 fliehen mußte. Doch wurde später ein anderer Missionar daselbst wieder eingesetzt. Die wichtigste rheinische Station im Norden des Landes ist Rehoboth. Am Fuße des Awaß, auf einem kahlen, weißen Felsen an einer warmen, mineralischen Quelle, liegt diese Station keineswegs angenehm. Doch wird dieselbe von einer weiten grasreichen Ebene umgeben, und der Punkt bleibt immer von Bedeutung, weil die Straße von der Balfischbai nach dem Innern mit der vom Lande im Norden des Awaß nach dem Drange sich hier durchkreuzt. Auf den vier rheinischen Stationen in Groß-Namaqualand befinden sich über 1000 Getaufte. Das Land ist zwar unfruchtbar, aber gesund; kein Punkt in Afrika erscheint so wenig gefährlich für Europäer wie dieser. Groß-Namaqualand ist daher von der höchsten Wichtigkeit für praktische Unternehmungen der Europäer, weil es die Basis abgibt zum Eindringen in die reichen und bevölkerten Gegenden, die weiter nördlich im Innern liegen.

Ein besonderes Volk im nördlichen Groß-Namaqualand, namentlich im Awaß und den weiter nördlich folgenden Gebirgen, sind die sogenannten Bergdamara, richtiger Ghau-Damup oder Haukoin genannt. Dieselben sind reine und entschiedene Neger von kräftigem, hohem Körperbau und glänzend schwarzer Farbe. Sie bilden die eigentlichen Ureinwohner des jetzigen Namaqualandes, wurden aber schon vor langer Zeit von den Namaqua unterworfen, und zwar in solcher Weise, daß sie ihre eigene, natürlich ganz verschiedene Sprache spurlos verloren haben und nur das Hottentottische sprechen. Es ist dies ein bemerkenswerther Umstand, welcher darthut, daß die Hottentotten keineswegs eine so untergeordnete Stufe einnehmen, wie man gewöhnlich angenommen hat, sondern ihre Überlegenheit den Negern gegenüber geltend machen. Eine Unterwerfung, welche sich sogar bis auf die Sprache erstreckt, ist eine so vollkommene, wie nur irgend von den arabisch-äthiopischen Völkern bei den Negern im Norden durchgeführt worden ist. Die Ghau-Damup finden sich, wie es bei angegriffenen Urvölkerungen gewöhnlich, hauptsächlich in den Gebirgen, in die sie sich zurückgezogen haben; sie kommen jedoch überall in Namaqualand als die Knechte oder Sklaven der Namaqua vor. Obgleich sie die Sprache der Hottentotten angenommen und unter diesen leben, haben sie sich doch unvermischt erhalten, da sich Ghau-Damup und Hottentotten nie miteinander verheiratheten. Wo sie frei im Gebirge leben, beschäftigen sie sich hauptsächlich mit der Jagd. Die Weiber und Kinder graben die Kani. Kanibrei mit Mäusen ist ihre Lieblingsspeise. Auch dienen ihnen die Heuschrecken, geröstet und zu Mehl zerstampft, zur Nahrung. Die Honigjagd treiben sie mit großem Erfolge. Sie bauen auch Taback und Decha, eine hanfartige Pflanze, welche zum Rauchen dient, sonst aber nichts. Vieh besitzen sie nicht, obgleich sie die gewöhnlichen Viehhirten der Namaqua sind. In der

Knechtschaft sind sie fleißig und zur Arbeit geschickt. Wie alle Neger lieben sie sehr den Tanz.

Die niederdeutschen Hottentotten, die Doilam, sind, wie gesagt, der herrschende Stamm im Lande. Wie ihre Stammverwandten, die Griqua und Bastarde am obern Drange, haben sie sich als Leute von Unternehmungsgeist erwiesen und können sich, so roh ihr Wesen auch jetzt ist, noch auf eine großartige Weise entwickeln. Obgleich sie den benachbarten braunen und schwarzen Völkern an Zahl und physischer Kraft weit nachstehen, sind sie in deren Mitte eingedrungen und haben sich zu deren Herren gemacht. An ihrer Spitze steht der Capitän Jonker Afrikaner, dessen Land ebenfalls an der Spitze von Namaqualand belegen ist. Vor 30 Jahren ein Häuptling zweiten Ranges unter den Doilam am Drange, machte er sich durch seine Thaten einen Namen, und sein kleiner Stamm erhielt bald vielfache Zuzüge. Da sandten die Namaquahottentotten am Schwachaub zu ihm und baten um Hülfe gegen die von Norden einbrechenden Herero. Jonker zog hinaus, half den Namaqua und setzte sich bei ihnen fest, indem er einen der besten Theile des Awaß für sich in Besitz nahm. Mit der bei den Herero gemachten reichen Beute wurden Feuerwaffen erkaufte von den Caphändlern; neue Zuzüge folgten; die reichliche Erwerbsquelle, die Viehraubzüge gegen die Herero, dauerten fort. Es gelang endlich den inzwischen bei Jonker Afrikaner angekommenen Missionaren Frieden mit den Herero herzustellen, und man machte sogar auf deren Anregung einen Versuch mit der Industrie: eine Schmiede wurde errichtet, allerlei Geräthe verfertigt und bei den umwohnenden Völkern gegen Vieh verkauft, dafür aber bei den Caphändlern Kleidungsstücke, Waffen u. s. w. erstanden. Allein diese friedlichen Zustände währten nicht lange. Die Caphändler gaben ihre Waare auf Credit und Jonker gerieth in Schulden und mußte Vieh herbeischaffen. So erfolgten denn aufs neue wiederholte Anfälle der Herero, denen auch andere Stämme sich anschlossen. Nun wanderten fortwährend große Hereroheerden, an 200—800 Stück auf einmal, nach dem Cap. Die Missionare (Wesleyaner) wurden von Jonker, der des Predigens müde, vertrieben. Zugleich breitete er sein Gebiet über den ganzen weidenreichen westlichen Awaß bis zur Walfischbai aus. Ein wesentliches Mittel für Jonker's Erfolge war der Besitz von Reiterei, gerade wie dies auch in Sudan den dortigen Negern gegenüber der Fall ist. Obgleich das Pferd in Namaquien, wie auch in Hereroland im Norden des Awaß, alljährlich, namentlich im September und October, einer tödtlichen Seuche unterworfen ist, hat doch Jonker Pferdezüchtung mit Erfolg betrieben. Er hielt die Zuchtpferde auf hohen Bergen im Awaß zusammen und richtete sein Hauptaugenmerk auf solche Pferde, welche die Seuche überstanden hatten. Ein Pferd gilt bei den Namaqua mehr als zehn Ochsen. Außer der Überlegenheit, welche ihnen die Pferde im Kriege gegen die Herero, die keine haben, geben, sind ihnen dieselben bei der Viehrauberei, welche die Hauptsache in diesen Kriegen ausmacht, unentbehrlich; denn sie können die Heerden, die beim Angriffe nach allen Seiten auseinanderfliehen, nur zu Pferde fortbringen. Jonker's Hauptstolz ist Githams, an einer reizenden Schlingung des obern Schwachaub, in einer schönbewaldeten Gegend. Von der Walfischbai bis Grootwarmfontain im mittlern Awaß hat Jonker eine gute Landstraße angelegt, die einzige in Südafrika jenseit der Coloniegrenze. Jonker ist jedenfalls ein talentvoller Mann, der seinem Volke weit voraus ist. Er zeigt sich noch in voller Rüstigkeit, obschon über 60 Jahre alt. Bei näherem Umgang lernt Jeder ihn hochschätzen. Seine Bemerkungen sind scharfsinnig, seine Beschreibungen bündig und lebhaft; die Unterredung weiß er, wie ein echter Diplomat, kunstreich nach seinem Zwecke zu leiten. Die Frau Capitänin, bei der sich, beiläufig bemerkt, für eine Doilam-Dame das Hottentottenprincip durch die ausgezeichnete Entwicklung des Hinterleibes sehr ausspricht, ist eine eifrige Christin. Jonker selbst aber will seit den letzten Jahren mit den Missionaren nichts zu thun haben, obwohl sich Hugo Hahn, sein früherer Lehrer, mehrmals persönlich zu ihm begeben, um die Wiederaufnahme der Rheinischen Brüder zu erwirken.

2) Die Kalahari.

Die Kalahari liegt im Osten von Groß-Namaqualand zwischen dem 19. und 25. Breitengrade innerhalb des erwähnten Halbringgebirgszuges, welcher im Osten aus dem Mandschi, Kamhanni, Langberg und Nsbest, im Süden aus der Gariemauer, im Westen aus dem Großbukarossberg besteht. Die Kalahari ist eine, einige Hundert Fuß über die umliegenden Ebenen des Drangebeckens erhabene, wellige Sandebene, eine, von den Anwohnern nur mit Schauder erwähnte, fast wasserlose Wüste, der es aber keineswegs an Vegetation, an Wild und an Einwohnern fehlt. Das Innere der Kalahari besteht größtentheils aus einer zusammenhängenden, undurchdringlichen Waldung, hauptsächlich aus Akazien. Die schöne, zu den Proteen gehörige Magono und die zierliche Sophora mit fleischiger Frucht sind ebenfalls häufig. Hier finden sich die Riesenschlange, Python Natalis, an 50 Fuß lang, und ungeheuer große Kröten. Man trifft Grabwasser, aber nur spärlich. Die Einwohner stecken ein Rohr in den Sand, saugen das Wasser auf und leeren es in die Straußeneierschalen, ihre Wasserbehälter. Der Reisende, der sich mit kleinen Handpumpen versteht, kann sich daher meist Wasser verschaffen. Es gibt jedoch sehr weite Strecken, wo durchaus kein Wasser vorkommt. Aber alsdann hilft wol die Wasserwurzel aus, eine kleine 3—4 Zoll hohe, schmalblättrige Pflanze, deren rübenartige Knollen, von der Größe eines Kinderkopfes, in schwammartigen Zellen eine Menge reines, kaltes Wasser enthalten. Die Wurzel ist zu jeder Jahreszeit überall in der Kalahari vorhanden, sodas die Einwohner, mit scharfzugespitzten Stöcken versehen — denn die Erde um die Wurzel ist von der Hitze hart gebakken — sich jederzeit Lechzung verschaffen können. Auch die Kani ist häufig und sonstige Knollengewächse, wie auch viele Pflanzen mit dicken, saftigen Blättern. Die bittere Wasserfarnelone findet sich überall vor. Das sehr zahlreiche Wild — Antilopen, auch Elefanten — gräbt die Knollen auf und befindet sich in vortrefflichem Zustande. Das unter die Antilopen gerechnete Elenn strotzt von Fett in der trockensten Jahreszeit, wo alles Kraut so verdorrt, daß es in der Hand zu Pulver zerbröckelt. Die Einwohner, Buschmänner und Bakalahari oder Balala (d. h. arme Betschuana), sind dagegen erbarmenswerthe Wesen. Ihre kleinen, dünnen, gerippartigen Arme und Beine, der dicke, vorstehende Unterleib, die Gesichtszüge sprechen nur zu deutlich von dem Mangel und der Mühseligkeit, in welcher sie ihr Leben hinbringen.

3) Das Buschmannland.

Buschmannland, im Osten von Klein-Namaqualand und im Süden der Kalahari und des Drange, ist eine wüste, weite Ebene. Der Seeregen von Klein-Namaqualand, des Stufenlandes, welches zu dieser Hochebene hinaufführt, fällt nie in Buschmannland, dagegen treten während des Sommers heftige Gewitterregen ein, die sich jedoch in den Kinnfälen schnell verlaufen. Sonstiges Gewässer gibt es in dieser Wüste nicht; der Zaï, der auf den Karten als ein großer Fluß angegeben, ist ein bloßes Kinnfal für die Gewitterregen. Der Name Buschmannland scheint unpassend; denn die Buschmänner sind in Südafrika überall verbreitet, wo das Land für die übrigen Einwohner zu wüst erscheint.

4) Die Baalländer.

Die Baalländer, der östliche Theil des Beckens im Norden des Drange, bestehen größtentheils aus weidenreichen Prairien. In weitem Bogen durchzieht dieselben der Hauptzufluß des Drange, der Baal, Likna oder Ky (Fahler) - Gariem, ein schöner, tiefer, an 300 Fuß breiter, in stiller Glätte einherfließender Fluß, dessen wellenförmige Ufer, genau wie die des Drange, mit dichtem Gehölz besetzt sind. Der Baal entspringt an der äußersten Nordostgrenze des Drangebeckens, am Fuße des den südlichen Aufstieg zum Limpopohochlande, der Nordgrenze des Beckens, bildenden Tafellandes. Der beträchtlichste Zufluß des Baal von Norden her, ist der Hart oder Malalarien, welcher in einem breiten, von Felsenhöhen beschränkten Thale gerade von

Norden nach Süden fließt, und in den Baal, wo dieser nach Südwesten umbiegt, mündet. Von Osten her ist der bedeutendste Zufluß der Modder (der Schlammige), der mit dem mehre malerische Wasserfälle bildenden Niet in den untern Baal mündet.

Das Land zwischen dem Malalarien, dem südlichen Baal und der Kalahari besteht aus großen, fruchtbaren Ebenen, bedeckt mit Akaziengehölzen und hohem, wogendem Grase. Es ist jedoch ein Kalksteinbecken, sodaß die Quellen oft unsicher sind und die Flüsse mitunter trocken liegen. Striche wüsten Landes greifen daher durch das fruchtbare Land und trennen es, wie Uadi, voneinander. Die vorherrschenden Winde sind die von der Kalahari kommenden, austrocknenden West- und Nordwestwinde. Von August bis November herrschen Nordweststürme, wobei der äußerst feine und leichte Kalaharistaub in dicken Wolken durch die Luft treibt. Am Schlusse der Windzeit tritt mit Ostwind die Regenzeit ein. Gewitter von furchtbarer Heftigkeit sind sehr häufig.

Im Norden dieses Kalksteinbeckens, des Malalarien und des obersten Baal, erhebt sich das Land, ganz analog zum Tafellande im Süden des Awaß, und bildet in zwei Tafellandstufen, Suiderbosch-Nand und Gats-Nand, den Aufstieg zum Limpopohochlande. Am äußersten Ostende von Gats-Nand (also in der äußersten Nordostecke des Drangebeckens) entspringt der oberste Quellfluß des Baal, weiter westlich der Malalarien (Zufluß des Baal) und noch weiter nordwestlich der Molopo mit der Meritsane, die sich bei der Kalahari im Sande verlieren. Dieser ganze Aufstieg ist ein von unzähligen kleinen Wässern durchzogener Strich, mit Ausnahme einzelner dürrer, von Dornestrüpp bestandener Stellen, mit dem reichsten Grase und aromatischen Kräutern bedeckt.

Das Land zwischen Baal und Drange besteht in seiner westlichen Hälfte aus Prairien, in seiner östlichen aus hügeligem Lande. Der Drakenberg, der erhabene Nstrand des Drangebeckens, zerfällt in den Großen und Kleinen Drakenberg. Der Große Drakenberg setzt unter dem 30. Breitengrade vom Witberge ab und zieht, eine ununterbrochene, schroffe Kette mit im Winter schneebedeckten, an 9000 Fuß hohen Gipfeln, bis $28^{\circ} 31'$ der Breite, wo er aufhört, was sich an der Küste durch die Natalbai bezeichnet. Hier befindet sich der Bezuidenhoutpaß, der erste, welcher vom Küstenlande ins Innere führt, und gleich darauf, unter $28^{\circ} 20'$ der Breite (in derselben Breite mit der St.-Luciabai), ein zweiter, der Beerspaß. Es hebt nun der Kleine Drakenberg an, welcher, 7000 Fuß hoch, mehr und mehr abfällt, bis er zur Höhe der Tafellandstufen, in welchen der hohe Südostrand des Sambesebeckens aufsteigt, herabfällt und damit verläuft. Der endliche Auslauf des ganzen Gebirgszuges bezeichnet sich an der Küste, wie schon erwähnt, entsprechend durch die große Delagoabai.

Von dem Nordende des Großen Drakenbergs bei Bezuidenhout biegen die Blauen Berge von demselben ab und laufen mit geringer Abweichung nach Westen, doch sonst parallel mit dem Drakenberge und längs desselben nach Südwesten, sodaß ein 40—50 Meilen breites Längenthal gebildet wird. Dies ist das herrliche Thal des obern Drange, welcher an dessen oberster Spitze am Westfuße des Knotens bei Bezuidenhout entspringt, und es südwestlich mitten durchströmt, bis er das Südende der Blauen Berge verfließt. Hier aber nimmt der Drange den längs des Westfußes der Blauen Berge herfließenden Caledon auf, einen tiefen, reißenden und fischreichen Strom, und zieht dann nach Nordwesten weiter bis zur Baalmündung, wo er nach Südwesten umbiegt. Die Blauen Berge sind eine Reihe einförmig gestalteter Tafelberge, deren sehr breite Gipfel meist guten, urbaren Boden aufweisen. Von den Blauen Bergen setzen endlich ähnliche, aber niedrigere Züge breiter und einförmiger Tafelhügel an 60 Meilen westwärts. Die übrige westliche und nördliche Strecke bis zum Baal ist eine weite, wellige Ebene, deren seeartige Fläche nur selten ein Felsenhügel unterbricht. Diese Ebene bedeckt außerordentlich hohes Gras, hohes Haidekraut und niedriges Gesträuch. Hier und da erscheint in der Grasflur ein orangengelbes, violettcs oder blaßrothes Mesembryanthemum, eine liebliche Hae-

manthus, ein prächtiger Convolvulus und kleiner gelber oder scharlachener Mohn. An Baummwuchs fehlt es in der Ebene fast gänzlich, außer an den Flussufern, welche dicht bestanden sind; dagegen sind die Hügel meist von ehrwürdigen Mimosen und hohem Gebüsch bewachsen. Außer den Flüssen wird das Land, besonders im Süden, von vielen Bächen bewässert, so daß es nicht an Mitteln zur Verieselung der Acker fehlen würde, welche in den Ebenen erforderlich ist. Im Ganzen sind jedoch die Ebenen hauptsächlich Weideland, während die östlichen Hügel- und Gebirgsgegenden viel vortreffliches Ackerland enthalten, das auch bei regelmäßiger Regenfall keine Verieselung erfordert.

Die Seeshöhe der Baalländer beträgt ungefähr 5000 Fuß, so daß das Klima sehr gemäßigt und trocken, im Winter kalt ist. Das vorherrschende Gestein ist Sandstein, aus welchem nebst Schiefer auch der Drakenberg besteht. Nur in den höhern Gipfeln des Großen Drakenbergs wird der Sandstein von Basalt und anderm vulkanischen Eruptionsgestein durchbrochen. Im östlichen hügeligen Striche sind Agat, Karneol, Onyx, Opal, Chalcedon sehr häufig. Salzpfannen (Salzlachen) trifft man überall. An mehreren Stellen finden sich Steinkohlen, und es wird bereits ein beträchtlicher Abbau derselben betrieben. Ferner ist Eisen häufig, und am Südeinde der Blauen Berge (unweit Smithfield) wird Goldsand gefunden, jedoch bisher nur in unbedeutender Quantität.

Die Akazie ist der vorherrschende Baum der Baalländer; an größerem Baummwuchs fehlt es. Die Akazie bildet häufig Waldungen, die durch das Gewirre der schlanken Stämme und das feine leichte Laub, dabei von allerlei Gefieder erfüllt, höchst anmuthig sind. Der charakteristische Baum des Landes, der im Norden des Oranje zuerst vorkommt, ist die Acacia Girassae oder der Kameeldoorn (Mokdal der Batschuana), häufig in sandigen Ebenen, eine riesige Akazie mit regenschirmartiger Krone und hartem und schwerem Holze, das, von Würmern nie angegriffen, ganz vorzüglich zum Bauen dient. Überall verbreiten sich essbare Zwiebeln und Knollen. Ein besonders wichtiges Knollengewächs ist die Tama (*Bauhinia esculentia*), welche in ihren Hülsen eine kastanienähnliche Frucht und eine $1\frac{1}{2}$ Fuß lange und einen halben Fuß dicke, rosenrothe, der Kunkel ähnliche Wurzel hat, bei den Batschuana das Brot der Armen genannt. Wichtig ist auch die Fleau (*Babiana hypogaea*), eine unterirdische Schote mit Bohnen vom Geschmack der Kartoffeln.

Die Baalebenen sind voll von Wild. Hier ist die eigentliche Heimat der an Zierlichkeit und Schnelligkeit so unvergleichlichen Antilope, die unter meist niederdeutschen Namen in mehr als 25 Arten vorkommt, unter denen die vorzüglichsten: das Glenn, der Dryr oder Gemsbock, das Wildebeest, der Waterbock, der Cassayby, der Koodoo; der Pellah, der Springbock, der Serolomootlooke, der Duiker, der Steinbock, der Reiton, die Roan-Antilope, die Schwarze Antilope, das Hartheest, der Klipspringer, der Nietbock. Die größte Art ist das Glenn, das so groß und fett wie ein Mastochse (an zehn Centner schwer) wird und überaus zartes und schmackhaftes Fleisch hat. Die schönste Antilope ist aber wol der Gemsbock (Dryr). Derselbe hat die Mähne, den langen Schweif und den Leib eines Pferdes, aber den Kopf und die Hufe der Antilope, sehr lange, zierliche Hörner, die Größe und Farbe eines Esels. Kopf und Leib sind schön schwarz gestreift. Das Fleisch kommt dem Glennfleische gleich. Der Gemsbock soll fast nie Wasser zu sich nehmen und gedeiht am besten in den wüsten Gegenden. Überhaupt können die meisten Antilopen lange Zeit ohne Wasser zubringen. Oft sind in der Ebene Antilopenheerden von 5 — 6000 Stück in Sicht. Der Springbock (*Antilope enchores*) erfüllt oft, dicht zusammengedrängt, meilenweite Strecken. Außerdem finden sich in Tausenden das Zebra, das Quagga, das Gnu, der Büffel, das Wildschwein. Das eigentliche afrikanische Hochwild, Elefant, Giraffe, Rhinoceros, Hippopotamos, ist im Oranjebecken noch nicht recht zu Hause. Löwen sind häufig.

An der Baalmündung wandert der Hottentottenstamm der Koranna oder Ko-

raqua. Derselbe stimmt in Sprache, Gebräuchen und Lebensart durchaus mit seinen Stammgenossen, den (reinen) Namaqua, überein. Sie sind ebenfalls Viehzüchter und besitzen große Rinderheerden.

Im Norden der Mündung und am rechten Ufer des Baal liegt Griqualand, ein fast kesselartiges, durch Arme des Kamhanni eingeschlossenes und vom übrigen Baalande getrenntes Thal, welches von mehreren kleinen, aber nie versiegenden Flüssen wohl bewässert wird, in der Mitte guten schwarzen Boden hat, in der Nähe des Gebirges aber steinig, jedoch auch hier mit Gras und Gebüsch bewachsen ist. Die Griqua sind, wie die weiter oben am Drange sitzenden Bastarden und die Doilam in Namaqualand, eine holländisch-hottentottische Mischrace. Verhindert in der Capcolonie Eigenthum zu erwerben, nahmen sie vor 50 Jahren in ihrem gegenwärtigen Aufenthalte Zuflucht. Die englischen Missionare Anderson und Kramer trafen die Griqua in großem Elend an, bekehrten sie zum Christenthum und waren ihnen in allen Verhältnissen förderlich. Ihre Einrichtungen und Gebräuche sind dieselben wie die der Namaqua. Ihr gegenwärtiger Capitän heißt Andries Waterboer. Ihr Hauptbetrieb ist Viehzucht, auch haben sie Ackerbau mit Irrigation. Ihre Sprache ist die holländische. Der Besitz von Pferden und Feuerwaffen hat ihnen, wie ihren Stammverwandten jenseit der Kalahari, den benachbarten braunen Stämmen gegenüber große Überlegenheit verliehen, die sie nicht immer auf redliche Weise benutzten. Griquabanden haben oft in Batschuanien und früher auch in Namaqualand gehaust, die Einwohner ihrer Heerden und Kinder beraubt und sonst Gräuelt verübt. Dennoch sind die Griqua, obgleich, wie neuerdings die Holländer, Auswanderer aus der Capcolonie, von der englischen Regierung nie in ihrer Freiheit beeinträchtigt, sondern im Gegentheil immer bestens unterstützt worden. Ihr Hauptort ist Griqualandstadt (früher Klaarwater genannt), 100 englische Meilen nördlich von der Baalmündung, an einem wasserreichen Flüsschen, inmitten ausgedehnter, grasreicher Weiden, 1804 von Anderson und Kramer begründet. Andere Orte sind: Daniel's Kuil, 50 Meilen nördlich von Griqualandstadt; Campbellsdorp, am Baal, der Niemündung gegenüber; Rhama, am Drange, bei der Baalmündung.

Die Bastarden wohnen im Osten der Griqua am Drange. Ihr Hauptort ist Phillippolis, gegründet vom Missionar Phillip. Ihre Einrichtungen sind identisch mit denen der andern holländisch-hottentottischen Mischstämmen. Ihr gegenwärtiger Capitän heißt Adam Kock. Der Großvater desselben, gleichfalls Adam Kock genannt, ursprünglich ein freigekaufter Sklave, war der Leiter jenes Auszugs der Bastarden und Griqua aus der Capcolonie, von welchen die jetzigen, oben näher beschriebenen Griqua eigentlich Abtrünnige sind. Die von den Bastarden bewohnten breiten und niedrigen Hügel bilden wol das beste Land am Drange. Voll von Quellen, kann das Land überall bewässert werden, was für Weizen und europäische Gemüse erforderlich. Besonders aber ist die Weide reichhaltig; Rind, Schaf und Ziege gedeihen und vermehren sich außerordentlich. Von besonderer Wichtigkeit ist aber die ausgezeichnete Pferdezucht: die Bastarden besitzen die zahlreichsten Pferdeheerden. Die in Südafrika so gewöhnliche Pferdesuche kommt hier nicht vor.

Durch den Kamhannipass gelangt man von Griqualand in das Land der Batschuana (im Sing. Motschuana), welche von hier ab das ganze östliche Südafrika bewohnen. Es ist ein Menschenschlag von vielfachen körperlichen Vorzügen. Gesichtsförm und Schädelbildung steht der semitischen, besonders der der Beduinen am nächsten und ist wesentlich von der der Neger und der mongolischen Hottentottenbildung verschieden; nur haben die Batschuana ebenfalls das kurze, wollartige Haar. Die Männer sind hohe, kräftige Gestalten, von großer Gewandtheit, Schnelligkeit und Ausdauer der Bewegung. Die Weiber sind von kleinerer Statur. Ihr Körper ist in der Jugend wohlgebaut und durch Fülle und Rundung reizend, ihre Gesichtszüge angenehm. Nach der Verheirathung werden sie aber leicht zu beleibt; die fettesten gelten jedoch für die schönsten. Sie wohnen vereinigt in Dörfern und Städten von meist beträchtlicher Einwohnerzahl. Die Behausung besteht in kreisförmigen

Hütten, 18—28 Fuß hoch. Das konische Strohdach ruht auf einem, an 30 Fuß im Durchmesser fassenden Kreise von Pfählen. Vier Fuß innerhalb der Pfähle befindet sich die Mauer aus einem Zweiggeflechte und einem Überwurfe von Lehm und Kuhmist, welcher eine saubere Glätte annimmt. In dem so gebildeten Säulengange bringt die Familie den Tag zu; die innern Zimmer dienen gewöhnlich nur zum Schlafen und Aufbewahren von Gegenständen. Um das Haus läuft ein an 20 Fuß breiter Hof, wo Getreide, Geräthschaften u. dergl. aufbewahrt werden, umzäunt von einer an 8 Fuß hohen, starken, kreisförmigen Hecke. Um die ganze Ortschaft zieht sich ebenfalls eine solche starke Hecke. Die Häuser werden reinlich gehalten; ebenso wird in den Straßen keinerlei Anhäufung von Schutt und Schmutz geduldet. Die Person des Batshuana erscheint jedoch nach unsern Begriffen als unreinlich wegen der Sitte, sich fortwährend mit Fett und rothem Ocher zu besalben. Die Kleidung der Männer besteht in dem Karoß, einem lederen Mantel, welcher der Toga gleicht — die Toga war wol ursprünglich ein solcher Mantel — und mit Würde um die Schulter hängt, und der ebenfalls lederen Zetscha, welche den Unterleib umgibt. Die Fußbekleidung besteht in Sandalen von Büffel- oder Giraffenleder. Arme und Beine zieren messingene oder kupferne Spangen einheimischer Arbeit; auch tragen sie Glasperlenschnüre um Hals und Arme. Außerdem behängen sie sich den Hals mit mancherlei andern Dingen, mit Talismanen und einer Schnupftabaksdose, die aus einem kleinen, in eine Flaschenform getriebenen Kürbisse gefertigt wird. Sie führen fast fortwährend ihre Waffen bei sich, Schild, Affegai (Speer), Schlachtbeil und Knokferri oder Keule. Der Schild ist von Büffel- oder Giraffenleder. Der Wurffassgai, den der geschickte Krieger auf 100 Schritt durch den Leib eines Mannes schleudert, ist sechs Fuß lang, der Stoßassgai kürzer und dicker. Das zierlich gearbeitete Schlachtbeil hat eine dreieckige Klinge und ein Heft von Rhinoceroshorn. Die Männer beschäftigen sich nur mit Krieg und öffentlichen Angelegenheiten, dem Hüten und Melken des Viehs, der Zubereitung der Häute und dem Roden der Gehölze. Die Kleidung des Weibes besteht in einem lederen Karoß und einem kurzen Unterrock von Pallahhaut. Um Hals, Arme, Beine und Gürtel tragen sie Schnüre von großen, schweren Glasperlen, zierlich auf mannichfache Weise gewunden und verschlungen. Das Geschäft der Weiber besteht in Ackerbau, Heumachen, Brennstoff sammeln und den Arbeiten des Hausstandes. Sie cultiviren Mais, Hirse, Bohnen, Kürbisse und Melonen. Beide Geschlechter besalben den Kopf mit Sibilo, einer aus Fett und grauschillerndem Eisenrзе bereiteten Pomade. Ihre Speise besteht vorzüglich aus geronnener Milch, Mehlspeise und Gemüse, seltener aus Fleisch. Außerdem brauen sie Honigbier, Antschnalla. Ihre zahlreichen Viehheerden machen ihren Hauptreichtum aus. Richtiger aber wäre es wol, die Weiber dafür zu halten; denn ohne ihre Dienste kann der Mann kaum bestehen, weshalb sich Jeder so viele Frauen als möglich erwirbt und hält. Der Preis eines gewöhnlichen Weibes beträgt etwa zehn Kühe, bei Rang oder Reizen mehr. Die verschiedenen Weiber eines Mannes leben im besten Einverständnisse miteinander. Die Ehe wird streng gehalten. Wiederverkaufen kann der Mann seine Weiber nicht, wol aber wegen geringen Vergehens mit dem Tode bestrafen. Sie werden überhaupt hart und streng gehalten. Die Batshuana sind sehr lebhaft und aufgeweckt und fast immer guter Laune, freimüthig, gesellig und höflich, aber doch auch hinterlistig, verschlagen, habfüchtig. Sie betrügen im Handel; der Reisende zieht aber ohne Gefahr vor Raubanfällen durch ihre Lande. Religiöse Ideen scheinen ihnen ganz abzugehen; sie haben keinen einheimischen Namen für die Gottheit. Alle Stämme schwören bei ihren Königen. Es findet überhaupt eine Art von Heroenverehrung statt; die Thaten der Heroen sind Gegenstand ihrer Gesänge. Dabei ist der Glaube an Hexerei von großer und unheilvoller Wirkung. Der Einfluß der Zauberer und Regenmacher übertrifft sogar den des Königs. Es werden manche orientalische (semitische) Gebräuche geübt, die aber alle Bedeutung ver-

loren zu haben scheinen. So findet Beschneidung statt, die mit dem achten und vierzehnten Jahre mit großer Feierlichkeit vorgenommen wird. Vor Schweinen haben sie einen fast unüberwindlichen Abscheu. Ihr höchstes gefelliges Vergnügen besteht in Tanz unter Begleitung von Gesang; ohne solche Tänze gibt es keine Festlichkeit. Jeder Stamm hat seinen König, welcher im ansehnlichsten Orte wohnt, erblich und heilig gehalten ist. Die königliche Autorität wird beschränkt durch die Häuptlinge, die sich in dem Pitscho oder Parlament versammeln und die öffentlichen Angelegenheiten freimüthig berathen. Der König sitzt dem Pitscho persönlich vor, eröffnet und leitet die Verhandlungen, spricht aber erst am Schlusse derselben, wo er Diejenigen, welche „auf seinen Leib getreten und den Fuß auf seinen Nacken gesetzt“, gehörig durchnimmt. Aber alle, noch so leidenschaftlichen Ausfälle werden allseits stets im parlamentarischen Sinne, also nie übelgenommen. Die Masse des Volks befindet sich in einer Art gelinder Leibeigenschaft und wird in allen Gefahren von ihren Herren beschützt. Eigentliche Sklaverei gibt es nicht.

Eine besondere Classe von Batschuana bilden die Balala (die Armen), welche im ganzen Bereiche der Batschuanaländer in den Wüsteneien umherstreichen, weshalb sie auch Kalalahari (Wüstenbewohner) genannt werden. Diese Elenden, welche wahrscheinlich von Verbannten abstammen, führen ohne Zweifel eine noch ärmlichere Lebensart als die Buschmänner. Es ist ihnen durchaus nicht gestattet Vieh zu besitzen; ihr gewöhnlicher Unterhalt besteht in Heuschrecken, wilden Früchten, Wurzeln. Sie fangen jedoch viel Wild in Gruben, wo sie sich dann nach längerem Hunger mit viehischer Gier vollschlingen. Wo ein Ortsbewohner sie antrifft, müssen sie ihn jeden Dienst ohne Vergütung verrichten.

Der Handel mit den Batschuana beschäftigt eine immer steigende Anzahl von reisenden Handelsleuten. Dieselben erhalten von ihnen hauptsächlich Elfenbein, Karosse, Straußfedern; dagegen vertreiben die Händler bei den Batschuana Glasperlen, Messing- und Kupferdraht, Messer, Beile, Kleidungsstücke, Schießpulver, Flinten u. dergl.

Die vorzüglichsten Batschuanastämme in den Baalländern sind die Batlapi (Batlapi), die Barolong, die Baharutsi, die Bakuto. Die Batlapi bewohnen zwischen dem Malalarien, dem Baal und der Kalahari eine weite Ebene, bestanden von hohem Grase und Akaziengehölzen, welche jedoch in neuerer Zeit immer dürrer geworden ist. Die Ebene durchfließen von Osten nach Westen der Kuruman, der Makkwarin und die Moschuwa, welche sämmtlich in der Nähe der Kalahari in den Sand sinken. Die Quelle des Kuruman, die Kliboliksonni, ist ein Ort von großer Schönheit: aus einer weiten unterirdischen Felsenhöhle, aber in einer schmalen Öffnung entspringend, füllt sie ein tiefes, breites Felsenbecken und bildet sogleich einen starken Fluß. Die Batlapi treiben fleißig Viehzucht, Feld- und Gartenbau und einen gewinnreichen Handel mit dem erwähnten Sibilu, einem staubigen Eisenglimmer, welcher bei den Batschuana allgemein zur Haarsalbe, und mit Eisenoxyd, welcher zum Bemalen des Körpers benutzt wird. Mamusa, die Hauptstadt, hat eine beträchtliche Ausdehnung und Bevölkerung und eine hohe kühle Lage. Kuriman, die frühere Hauptstadt, am Kuruman, ist dagegen sehr heruntergekommen. Der Ort zählte vor 30 Jahren über 10000 Einwohner, welche jetzt auf 3000 zusammengeschrumpft sind. Durch die hiesige englische Missionsanstalt, unter dem thätigen Moffat, sind fast sämmtliche Batlapi zum Christenthume bekehrt, obgleich die Vielweiberei fortbesteht. Motito, wo sich eine französische Missionsanstalt befindet, liegt im Nordosten von Kuruman.

Die Barolong sind ein zahlreicher Stamm im Norden der Batlapi am Moropo; ein Theil derselben bewohnt auch einen Strich des Hügellandes im Westen der Blauen Berge, im Süden des obren Baal. Thaba-Untschu, der Hauptort dieser letztern Barolong, zählt an 10000 Einwohner. Die dortigen Wohnungen sind im besten Batschuanastile sauber und ansehnlich erbaut. Man verfertigt hier schöne Pelzkarosse und treibt damit einen beträchtlichen Handel. Die Baharutsi wohnen

jede
St
hat
in
riff
üf
Wo
grö
star
rich
Ba
Ber
schü
ten
und
hen
und
meh
Ber
Ba
stad
lich

gegr

colon
länd
ren
und
ser
tisch
bei
lich
trieb
zusch
tung
durch
Mos
(183
Erf
walt
Boer
er im
vielm

*)
Band
im se
ein un
zwich
der S

jetzt an den Baalquellen, sind aber nur der Überrest eines früher weit zahlreichern Stammes, welcher längs des ganzen Südbahanges des Limpopoquelllandes seinen Sitz hatte und in manchen technischen Geschicklichkeiten sehr vorgeschritten war, namentlich in der Eisen- und Holzbearbeitung. Ihr damaliger Hauptkraal Kurritschan am Kurritschangebirge (der westlichen Fortsetzung des Kaschan oder Magalies-Landes) hatte über 10000 Einwohner. Die dortigen Hütten waren sauber und geräumig, die Wände zuweilen mit plastischen Ornamenten versehen. Die Baharutsi wurden aber größtentheils von dem unter dem furchtbaren Mosalekatfi hereinbrechenden Amasulustamme der Matebele zersprengt, die Matebele aber, die hier ihr Hauptquartier errichteten, ihrerseits von den Boers (den holländischen Colonisten) vertrieben. Die Basuto, ein mächtiger Stamm, bewohnen das obere Drangethal und die Blauen Berge bis zum Caledon und haben auf ihren schwer zugänglichen Bergen sehr geschützte Sitze. Ihr Hauptkraal Thaba-Basfu oder Boffigo, auf einem isolirten breiten Tafelberg am oberen Caledon, ist nur an einem oder zwei Punkten zugänglich und ein starkes natürliches Bollwerk. Sie besitzen sehr zahlreiche Viehheerden, ziehen auf ihren fruchtbaren Tafelgipfeln Weizen und anderes Getreide in großer Menge und versehen damit die weiter westlich gelegenen Gegenden. Es befinden sich hier mehrere große Missionsanstalten, nämlich Plaatberg, eine wesleyische Anstalt, und Berea, Morischa, Bethalia und Berseba, französische Anstalten. Der Häuptling der Basuto, Moschesch, ist ein sehr intelligenter Mann. Seine Söhne haben in Capstadt eine sorgfältige Erziehung erhalten, sodaß sie z. B. nicht nur vollkommen englisch und holländisch sprechen, sondern selbst in der englischen Literatur bewandert sind. Das gesammte Land zwischen Baal und Drange bildet jetzt den von den Boers gegründeten Drangefluß-Freistaat.

5) Die Republik der Boers zwischen Baal und Drange.

Es ist in diesem Werke schon früher, in den Abhandlungen über die Capcolonie und die Colonie Natal ausführlich erzählt worden, wie und warum die holländischen Ansiedler, die sogenannten Boers, schon seit Mitte der dreißiger Jahre ihren heroischen Auszug (Treffen) aus der Capcolonie nach dem Natallande antraten und dann auch von Natal aus immer wieder das Weite suchten. *) Die von crasser Unwissenheit der thatsächlichen Colonialverhältnisse zeugenden Maßnahmen der britischen Regierung, insbesondere das rücksichtslose und ungerechte Verfahren derselben bei Abschaffung der Sklaverei und die Verpönung von Selbstwehr gegen die unaufhörlich erneuten Kasserneinbrüche waren es, welche vom Jahre 1835 an die Boers dazu trieben, das ihnen durch List und Übermacht aufgedrungene Joch der Engländer abzuschütteln, indem sie zu Tausenden aus den Grenzen der Capcolonie in der Richtung nach Natal (Weihnachtsküste) hin auswanderten. Sie schlugen sich muthig durch ihre zahlreichen schwarzen Feinde, vertrieben den furchtbaren Matebelehäuptling Mosalekatfi (1836), vernichteten die Macht des heimtückischen Sulukönigs Dingaan (1838) und begannen nun das schwererrungene Natalland mit Fleiß und großem Erfolge zu besiedeln. Bald aber mußten sie sich auch hier unter die verhasste Gewalt der Engländer beugen. Die britische Regierung nämlich machte gegen die Boers den hyperfeudalistischen Grundsatz geltend, daß der britische Unterthan, wenn er in ein anderes Land zöge, nicht aufhöre ihr Unterthan zu sein, sondern daß er vielmehr durch seinen Auszug auch den fremden Boden zu einem britischen Besiz-

*) Vgl. hierüber S. 536—540 in dem Artikel „Das Cap der guten Hoffnung“, im vierten Bande der „Gegenwart“, insbesondere aber den Artikel „Die Colonie Natal in Südafrika“ im sechsten Bande, S. 735—757. Diese beiden Artikel und die vorliegende Arbeit sind aus ein und derselben Feder hervorgegangen, und die hier mitgetheilten Berichte über den Boerstaat zwischen Baal und Drange und die Boerrepublik jenseit des Baal (im Sambeseebecken) sind als der Schluß jener beiden ersten Artikel über die südafrikanischen Colonien anzusehen. D. Red.

thume stempelte, und erklärte hiernach im Jahre 1842 das Natalland (Weihnachtsküste) zu einer britischen Ansiedelung, zu einem Anner der großen Capcolonie. Zugleich mit dieser neuen Unterjochung erfolgten von Seiten der Regierung abermalige und höchst verderbliche Eingriffe in das Privateigenthum und Privatrecht der Natalcolonisten, indem man die Boers in der Besitzergreifung des Landes beschränkte und ihnen enge Grundstücke zumal, auf denen sie nicht Viehzucht, sondern Ackerbau treiben konnten und sollten, während doch kein Markt vorhanden war, auf dem sie die Bodenerzeugnisse hätten absetzen können. Die Boers verließen daher auch das Natalland wiederum in großen Massen, und zogen zum größten Theil nach den Länderstrichen zwischen Baal und Drange, wo sie von 1842 bis zum Jahre 1848 unter dem Namen „Batabisch-afrikanische Maatschappij“ einen schnell emporblühenden Freistaat gründeten. Dahin folgten ihnen auch viele ihrer Genossen, die bei der ersten Auswanderung aus der Capcolonie sich im Klippflußbezirk frei angesiedelt hatten, aber im Jahre 1848 ihre Niederlassungen durch List und Gewalt den britischen Grenzen ebenfalls einverleiben lassen mußten. Die britische Regierung, die in ihrer engherzigen Politik um jeden Preis das Aufblühen freier Colonien verhindern wollte, erklärte inzwischen auch den jungen Staat der Boers zwischen Baal und Drange, und zwar einzig auf Grund jener erwähnten Feudaltheorie, unter dem Namen „Orange-River-Sovereignty“ zu einem britischen Besitzthume, und schlug den bewaffneten Widerstand der Boers unter ihrem tapfern Anführer Prätorius am 29. Aug. 1848 in dem blutigen Treffen bei Boomplats zu Boden.

Nun aber brach im Jahre 1851 ein abermaliger Kafferkrieg gegen die Colonien aus, dem durch den Beitritt der benachbarten Hottentotten ein neues gefährliches Element zuwuchs. Es drohte eine allgemeine Erhebung der eingeborenen Stämme an der weiten nordöstlichen Colonialgrenze, und nur nach langen Anstrengungen gelang es dem britischen Gouverneur, Lord Cathcart, einem sehr erfahrenen und bewährten General, den Aufstand der Wilden zu dämpfen. Man mußte nun von Seiten der Engländer wol erkennen, daß man sich durch alle langjährige Zärtlichkeit und Vorliebe für die Schwarzen deren Freundschaft keineswegs erworben habe, daß in Zukunft noch ernstlichere Kämpfe zu erwarten ständen, sowie andererseits, daß bei dem steigenden Aufschwunge eines zweiten Staats der Boers jenseit des Baal, von dem weiter unten die Rede sein wird, die britische „Drangefluß-Herrschaft“ auf die Länge nicht gegen den Willen der Ansiedler zu behaupten sein werde. Die britische Regierung, überhaupt auch in den europäischen Verhältnissen bedrängt und beschäftigt, machte daher aus der Noth eine Tugend, und entschloß sich, jene Drangefluß-Herrschaft sofort freiwillig aufzugeben. Im September 1853 traf hiernach Sir George Clerk als britischer Bevollmächtigter in Bloemfontain ein, um bezüglich der Unabhängigkeit des Landes zu unterhandeln, und durch Vertrag vom 23. Febr. 1854 wurde endlich auch die Unabhängigkeit des jungen Boerstaats zwischen Baal und Drange förmlich anerkannt. Die neuconstituirte Verfassung ward von den Ansiedlern am 10. April 1854 angenommen und erhielt auch sofort die Anerkennung der britischen Regierung. An die Spitze der Republik trat ein Präsident — im ersten Jahre J. E. Hoffmann, dann Boschof. Die Ausübung der legislativen Gewalt erhielt der Volksraad, der, gleich dem Präsidenten, durch allgemeine Wahl aller Weißen ernannt wird. Die Zahl der europäischen Bevölkerung dieser Boerrepublik umfaßt etwa 15000 Seelen. Der Hauptbetrieb der Boers ist die Viehzucht, die bei dem Reichtume des Landes an Weiden sich schon bedeutend entwickelt hat. Rindvieh und Pferde werden in Menge gezogen. Besonders großartig aber scheint die Schafzucht aufzublühn, und schon gegenwärtig findet eine beträchtliche Wollausfuhr statt. Der Boer lebt so als großer Viehzüchter recht eigentlich in seinem Elemente. Wie es die Natur ihres Geschäfts mit sich bringt, wohnen die Boers zerstreut über das Land in ihren Gehöften. Jedes Gehöfte oder Plaats enthält 3000 Morgen, indem nur Grundstücke von solcher Ausdehnung zur erfolgreichen Viehzucht als tauglich gelten. Der Umstand, daß die

Engländer die Grundstücke von 3000 Morgen auf die Hälfte herabsetzen wollten, war, wie schon oben bemerkt worden, ein Hauptgrund gewesen, weshalb die Boers ihre im Natallande errichteten Niederlassungen wieder verlassen hatten. Übrigens hat sich unter ähnlichen Verhältnissen auch in andern Ländern die Ansicht bewährt, daß ein so ausgedehnter Grundbesitz, wie ihn die Boers in Südafrika fodern, für den schwunghaften Betrieb der Viehzucht durchaus erforderlich sei. So umfaßte z. B. in Californien zur Zeit, wo man daselbst noch ausschließlich Viehzucht trieb, ein Gehöfte oder Rancho nie weniger als einen Sitio, d. i. 2500 Morgen.

Der Hauptmarkt für das ganze Land ist Pietermaritzburg, wie Natal der einzige natürliche Hafen. Die Städte des Landes, alle im Aufblühen begriffen, sind Bloemfontain, die Hauptstadt mit 200 Häusern, zwei Kirchen, zwei Kapellen, öffentlichem Schulgebäude, Zeitung, Clubhaus und Theater; Smithfield, 80 Meilen südöstlich von Bloemfontain; Wienburg, 60 Meilen nordöstlich von Bloemfontain; Harrysmith, am Eingange zum Hauptpaß über den Drakenberg, mit vortrefflichem Ackerlande und reichlicher Wasserkraft für Mühlen und andere Industrieanlagen. Einen gefährlichen Nachbar hat die Republik an dem Batschuanastamme der Basuto. Moschesh, der Häuptling dieses Volk, ist fortwährend mit den Boers gespannt, und Feindseligkeiten stehen immer zu befürchten. Die Engländer hatten es kurz vor dem Aufgeben ihrer Herrschaft über den Boerstaat unternommen, diesem Häuptlinge wegen seiner Viehräuberien an den Boers und Barolong eine ernstliche Züchtigung zu erteilen. Große Heerden wurden von den Basuto ohne Unterlaß weggetrieben. Der Gouverneur Cathcart benutzte nach Dämpfung des erwähnten Kassenkriegs die Anwesenheit der englischen Streitmacht im Amakosalande, um auch eine Truppenabtheilung gegen Moschesh zu expediren. Vier Regimenter Infanterie, eine Schwadron Cavalerie, eine halbe Batterie und das Capcorps zogen unter Cathcart's persönlicher Anführung über den Stormberg, setzten über den Drange und lagerten am 14. Dec. 1852 vor Chaba-Basut, dem Hauptorte der Basuto. Am folgenden Tage erschien Moschesh vor dem General Cathcart, der dem Häuptlinge zur Strafe die Lieferung von 10000 Ochsen innerhalb drei Tagen auferlegte. Moschesh zeigte sich zwar unterwürfig, erklärte aber, daß „ein gebissener Hund die Zähne weise“. Doch sandte er am dritten Tage 3000 Ochsen, welches Opfer indessen Cathcart nicht befriedigte. Die britische Streitmacht rückte nun ins Gebirge vor und wurde hier von den Basuto zuerst angegriffen. Die Engländer erstürmten den schwer zugänglichen Tafelberggipfel, wo sie die Basuto-Armee, an 7000 Reiter, aufgestellt fanden. Dieselbe manövrirte mit der Regelmäßigkeit europäischer Truppen und suchte die Engländer in die Flanke zu nehmen. Das Gefecht entbrannte hitzig und dauerte bis Sonnenuntergang. Die Engländer erbeuteten an diesem Tage 5500 Ochsen, sodaß sie mit Einschluß der freiwillig gelieferten 8500 Stück besaßen. Indessen zählte die britische Armee aber auch 38 Tödtete und 16 Verwundete. Moschesh gab am folgenden Tage nach, und es kam am 20. Dec. 1852 ein Friede zustande.

Das Sambesebecken.

Das nun nördlich folgende Becken des obern Sambese (Zambesi) bildet, vom Wendekreise bis zum 12. Breitengrade ausgedehnt, einen der großartigsten Theile Afrikas. Es hat eine regelmäßige Beckenform, indem es, rings von Gebirgen oder Hochlanden umgeben, in der Mitte aus einer verhältnißmäßig tiefliegenden Ebene besteht. Die Südgrenze bezeichnen der Awak, die Nordkalahari und das Quellland des Limpopo. Die Westgrenze umgibt erst ein breiter und hoher Tafellandzug in nördlicher Richtung, dann vom Nosseluß (im 17.° der Breite) aus das die Küstenstufen von Benguela krönende Gebirge bis zum hohen Gebirgsknäuel Lobale (10—12° Breite). An der Ostseite des Beckens läuft der Gebirgsrand vom Limpopohochland aus nordöstlich, der Küste parallel bis zum 12. Breitengrad, von wo an der Gebirgsrand einen südwestlichen und nordwestlichen Bogen beschreibt bis an den Lobale,

welcher Gebirgsknäuel an der Spitze des Ganzen steht wie die Nase an einem gothischen Spitzbogen.

Die Ebene des innern Beckens wird von dem mächtigen Systeme des obern Sambese durchzogen, welches eine große Anzahl starker Gewässer in sich begreift, weshalb auch bei den Eingeborenen dieser Landstrich *Kinokaneta*, d. h. „Flüsse auf Flüsse“ heißt. Der Hauptfluß, der *Liambei* (*Liambege*, *Luambege*, wahrscheinlich nur eine dialektische Verschiedenheit von dem an der Küste üblichen Namen *Sambese*, *Siambese*), d. h. Fluß, entspringt im *Lobale*, zieht südwestlich bis *Nariete* ($15^{\circ} 24'$ Breite, $20^{\circ} 46'$ Länge), dann südöstlich bis *Sesheke* ($17^{\circ} 31'$ Breite, 22° Länge), endlich östlich durch noch nicht bekannte Strecken bis zu den Küstenstufen. Der Fluß hat im mittlern Laufe bei *Sesheke* auch am Ende der trockenen Jahreszeit tiefes Wasser, eine reißende Strömung und die Breite einer englischen Meile. Auf der Strecke zwischen dem 16. und 17. seines südöstlichen Laufes sind die Flußufer hoch und bewaldet. Zahlreiche Berder von 3—5 Meilen Länge, mit der üppigsten Vegetation bedeckt, folgen im Flusse aufeinander. Der Fluß enthält hier Wasserfälle von 4—5 Fuß Höhe, welche nebst verschiedenen Stromschnellen die Schifffahrt gefährlich machen. Auch gibt es außerdem einige bedeutendere Wasserfälle, wie den von *Gonja* in der *Waldregion*, den von *Mosi-wa-Thunja* (*Dunstoner*) unterhalb *Sesheke*. Auch der von ältern portugiesischen Schriftstellern angeführte große Wasserfall *Chicoranga* gehört wahrscheinlich zum *Liambei*. Im 16° der Breite entfernen sich die hohen, bewaldeten Flußufer voneinander in zwei Hügelreihen, die 16—40 Meilen vom Flusse nach Nordosten und Nordwesten ziehen. Das von ihnen begrenzte, an 80 Meilen breite Thal, das *Barotseland*, ist alljährlichen Überschwemmungen ausgesetzt. Der Hauptnebenfluß des *Liambei* ist der *Ischobe*, der im nordwestlichen Grenzgebirge des Beckens entspringt und einen südöstlichen Lauf hat bis zum Kraal *Seketele* ($18^{\circ} 17'$ Breite und $21^{\circ} 30'$ Länge), wo er plötzlich nach Nordosten umbiegt und bei *Sesheke* in den *Liambei* mündet. Der *Ischobe*, ein schöner Fluß, steht dem *Liambei* nicht viel an Wassergehalt nach und hat selbst am Ende der trockenen Jahreszeit 15 Fuß Tiefe. Der *Liambei* enthält außerdem eine Menge kleinerer Zuflüsse im obern Laufe, aber wol nicht viele im untern, indem der dem *Liambei* hier nördlich gelegene Theil des Beckens in den *Baschukulompo* oder *Manintshi* sein Gewässer zusammenfaßt, welcher südöstlich vom *Liambei* entspringt, einen demselben parallelen kleinern Bogen beschreibt und am Rande des Beckens in den *Liambei* mündet.

Einen ergänzenden Theil dieses Flußsystems bildet im Westen desselben das *Ngami*system. Der See *Ngami* (20° Breite und 20° Länge) hat eine Länge von 65 Meilen und eine Breite von 12—14 Meilen und führt süßes, klares und kühles Wasser. An der Nordwestecke wird er durch den Züge gespeist, einen schmalen, aber tiefen Fluß, welcher während der Monate Juni, Juli und August seine Ufer überschwemmt. Er entspringt aus noch unbekannten Quellen im nordwestlichen Grenzgebirge des Beckens und hat im Ganzen eine südöstliche Richtung, windet und schlängelt sich aber ungemein. Bei seiner beträchtlichen Tiefe dürfte er ziemlich weit hinauf schiffbar sein. Seine Breite beträgt im untern Laufe nur an 120 Fuß, soll aber aufwärts um Vieles zunehmen. Die Flußufer sind in der Regel niedrig und besitzen einen von üppiger Vegetation beschatteten, fruchtbaren Boden. Der Züge biegt in seinem obern Laufe einen Arm ab, den *Jo*, welcher an der Nordostecke des *Ngami* mündet. In denselben fließt ein bei *Seketele* südwestlich abzweigender Arm des *Ischobe*, der *Mababe*, sodas man aus dem *Ngami* nach *Sesheke* am *Liambei* fahren kann. Außerdem stehen die Flüsse miteinander und mit dem See durch zahlreiche Querkänäle in Verbindung. Auf diesen verschiedenen Wegen ziehen während der Flutzeit die *Liambeiwasser* westwärts in den *Ngami*. An der Südostecke des *Ngami* fließt von demselben ab der *Gauga*, welcher Fluß eine Breite von 600 Fuß mißt, wie der *Ngami* reich bewaldete Ufer und einen östlichen, dann südöstlichen Lauf von 300 Meilen hat, worauf er in einer Reihe von großen Salzlagern, von welchen

die Lache von Tuetue 100 (englische) Meilen lang ist, endigt. Sämmtliche Gewässer wimmeln von Fischen meist eigenthümlicher Art, und Hippopotamen, welche die Anwohner mit Harpunen erlegen, sind sehr zahlreich. Der Liambei und der Tuge überschweben jährlich ihre Ufer an 80—100 Meilen weit. Wenn der Liambei an 10 Fuß steigt, steht das ganze Barotsethal unter Wasser. Gewöhnlich tritt während der Flutzeit das ganze, von Osten nach Westen an 500 Meilen breite System von Flüssen, Seen, Salzpfannen, Sümpfen und Querkänälen miteinander in Verbindung und bildet einen großen Frischwassersee.

Dennoch ist das Klima in dem südlichen Theile des Beckens ein trockenes, und diese das weite Land befruchtenden Fluten kommen aus großer Entfernung, aus den Gebirgen und Hochlanden. Man sieht, daß zwischen dem Systeme des obern Sambese und des Ngami und dem des obern Niger (des Vinue oder der Tschadda) und des Tschad, welche letztern Wassersysteme während der jährlichen Flutzeit ebenfalls miteinander in Verbindung stehen, eine auffallende Ähnlichkeit stattfindet. Beide Seen, der Tschad und der Ngami, dienen offenbar zu Reservoirs, in welche, außer dem von den eigenen starken Zuflüssen hergeführten Wasser, ein großer Theil des überflutenden Wassers der großen Flüsse des Vinue und des Liambei abgeleitet wird, wo es sich dann für die trockene Zeit hält, und zur Befruchtung der von den Hauptflüssen der beiden Systeme weit entlegenen Striche beiträgt. Mit einer Kunst, wie alte Culturvölker, die alten Aegypter, die Babylonier, die ältern Einwohner von Nordamerika sie besaßen, könnten diese Naturvorrichtungen offenbar leicht zu den großartigsten Irri-gationsanstalten benutzt werden. So aber waltet hier die Natur allein.

Unterhalb des Randgebirges betritt der Liambei, jetzt den Namen Sambese annehmend, die Mittelstufe Monomotapa (Mwana Motapa). Der Strom zieht durch dieselbe in einem runden Bogen an der portugiesischen Stadt Lete vorüber, bis zum Lugote, dem Randgebirge der Mittelstufe, welches nord-südlich streicht, durchsetzt dann, sich durch furchtbare Engpässe zwängend, das Randgebirge, und durchfließt nun das Küstenland von Sena. Der untere Sambese oder die Cuama ist, obwol meist schiffbar, doch keineswegs ein so mächtiger Fluß wie der obere im Binnenlande, ein Punkt, der noch der Erklärung bedarf. Vielleicht, daß beim Mosi-ma-Thunja wegen Unvollständigkeit des Bettes weniger ein Ausfließen als ein bloßes Überfließen stattfindet, und daß bei höherm Wasserstande und unmittelbarer Verbindung mit den westlichen Gewässern ein Theil des Sambesewassers nach Westen und Süden abzieht.

In geognostischer Hinsicht ist das Becken noch ganz unbekannt. Das innere Becken ist augenscheinlich tiefer Culturboden; das westliche Hochland zeichnet sich gerade wie dessen südliche Fortsetzung Namaqualand durch das häufige Vorkommen von Kupfer aus; der Strand aber ist allem Anscheine nach seiner Metallschätze halber von uraltem Ruhme. Die östlichen Randanhöhen, welche die nördliche Fortsetzung des Comate bilden, führen bei den ältern portugiesischen Schriftstellern den Namen der Anhöhen von Fura oder Afura, in dem das alte Dphir leicht zu erkennen wäre. Auch erwähnt man hier der silberreichen Ebene von Chicowa, sowie reichhaltiger Kupfer- und Eisenminen. Das Eisen soll von besonderer Güte und seit den ältesten Zeiten schon von den Einwohnern trefflich benutzt worden sein. Sie erzeugten daraus Stahl von großer Härte und fertigten davon Schwerter und sonstige Waffen von besonderer Güte, weshalb im Alterthume ein directer Handel in dieser sehr gesuchten Waare zwischen Sofala und Indien stattfand. Wir müssen jedoch abwarten, inwiefern diese Punkte von zukünftigen Reisenden bestätigt werden.

Wie nach den günstigen Naturverhältnissen zu erwarten, ist der Boden fast überall fruchtbar und die Vegetation großartig entwickelt. Die Gefilde bedeckt langes und zartes Gras und die Holzung ist herrlich. Während in der Drangeterasse die Akazie und derlei schwächliche Bäume vorkommen und ausgedehnte Strecken ganz unbeholt sind, ist der Baumbwuchs hier in Stammmächtigkeit und Walddichtigkeit gleich gewaltig. Große und schöne Bäume, meist ganz unbekannter Art, zieren fast überall die Landschaft. Über alle aber ragt der riesige Baobab (oder Mwawa)

so hoch empor, daß seine Gefährten fast wie Büsche erscheinen. An günstig gewässerten Stellen erreicht der Stamm eine Dicke von 60—100 Fuß im Umfange, welche Dicke bis 50 Fuß hoch anhält, wo die Zweige sich theilen, welche horizontal laufen und stumpf endigen. Das Holz ist weich und unbrauchbar, das Laub gleicht dem der Sykamore, die Frucht ist eine Nuß von der Größe eines Schwaneneis. Die Bäume stehen einzeln oder in Reihen in beträchtlicher Entfernung voneinander, wie durch Menschenhand gepflanzt. Ein schöner, eigenthümlicher Baum ist auch die Moschoma, reichlich an Flußufern, von schlankem, hohem Wuchse, mit sehr hoch beginnender Astbildung, dichtem, dunkeln Laube und einer feigenartigen Frucht, die, getrocknet und zu Mehl zerstampft und dann mit Wasser gemischt als ein wie Honig aussehender und schmeckender Brei genossen wird. Viele Bäume zeichnen sich durch Luftwurzeln aus, die sich von den Zweigen herab in den Boden erstrecken. Außerdem sind häufig Dattel- und andere Palmen, Bananen, Adansonien, Sykamoren (milde Feigen) und mancherlei Fruchtbäume mit orangen- und pflaumenartigem Obste. Die Flora ist sehr schön und mannichfach und bietet dem Botaniker ohne Zweifel viel Neues und Interessantes. Der Ackerbau in den Ebenen am Liambei und Tiuge ist beträchtlich. Man zieht Gerste und Mais in großer Menge, ferner Manioc, Yamé, süße Kartoffeln, Erbsen, Motu-o-notsi (die Bohne mit unterirdischen Schoten, bei den südlichen Batschuana, wie schon erwähnt, Fleau genannt), Zuckerrohr, Taback, Kürbisse und Melonen. Irrigation ist zum Ackerbau fast nirgends erforderlich, da der Boden hinreichend feucht.

Infolge des vermehrten Baumwuchses, den das Sambesebecken aufweist, treten wir auch hier erst in die eigentliche Heimat des afrikanischen Hochwildes, der baumweidenden Giraffen und Elefanten. Der afrikanische Elefant unterscheidet sich von dem asiatischen durch einen rundern Kopf, eine etwas eingedrückte Stirn, größere Ohren und eine eigenthümlich gefurchte Oberfläche seiner Backenzähne. Auch sind die Stoßzähne länger und beide Geschlechter damit versehen. Die Stoßzähne des Stieres zeigen sich zierlich zugespitzt und schön gebogen; die Länge derselben beträgt 6—8 Fuß, das Gewicht 60—100 Pfund das Stück. Es kommen aber auch Zähne vor, welche 11 Fuß lang sind und 175 Pfund wiegen. Die ältern Stiere halten zusammen in Heerden von 6—20, die jüngern bleiben mehr Jahre bei den Müttern in Heerden von 20—100. Das Futter der Elefanten besteht in Zweigen, Laub und Wurzeln der Bäume, in Rani und andern Knollen. Sie sind ungemein scheu vor Menschen, ein Kind kann hundert in die Flucht jagen, sobald sie sehr unzugänglich und viel seltener gesehen werden als anderes Wild. Ihr Hauptquartier ist in den verschlossensten Gründen des Waldes, fern von den Quellen oder Flüssen, wo sie saufen, was bei kühlem Wetter nur jeden dritten oder vierten Tag geschieht. Sie verlassen dann ihren Aufenthalt bei Sonnenuntergang und ziehen nach der vielleicht 12—20 Meilen entfernten Tränke, wo sie, um Mitternacht ankommend, ihren Durst stillen und sich große Wassermassen mit dem Rüssel über den Leib spritzen, worauf es wieder zurückgeht. Sie lagern sich gewöhnlich um jene riesigen Ameisenhügel, welche mitunter 20 Fuß hoch und 100 Fuß im Umfange haben. Nach wenigen Stunden Schlaf suchen sie die Weide auf, eine Zickzackrichtung verfolgend und die Bäume auf ihrem Wege in unglaublicher Anzahl zerstörend; denn viel mehr wird niedergerissen als verzehrt. Die riesige Gestalt des Elefanten, sein scharfsinniges Wesen, sein kühner, freier, schweifender Gang, die Leichtigkeit seines Trittes, das Sanfte seiner Bewegungen machen auf den Beschauer einen tiefen Eindruck. Wird er aber angegriffen, so zeigt er sich als der schrecklichste Feind; nichts gleicht an Furchtbarkeit dem Angriffe einer Heerde Elefanten, die mit erhobenen Rüsseln und wildschrillem Trompetenton anführt. Das Rhinoceros findet sich hier in vier Arten, das Boreleh oder gewöhnliche schwarze, das Keitloa oder schwarze zweihörnige, das Rutschotscho oder gewöhnliche weiße, und das Kobaoba, das weiße, mit an vier Fuß langem Horn, das Einhorn der Alten. Das schwarze nimmt sein Futter von den dornigen Zweigen der Akazien und hat furchtbare Anfälle von plötzlichem Zähorn.

Das weiße zeigt sich nicht so wüthend, frist Gras und ist beinahe so groß wie der Elefant. Merkwürdig ist der Rhinocerosvogel, ein grüner Vogel von der Größe einer Drossel, der sich auf dem Rücken dieser Thiere aufhält und von den Jacken und andern Insekten, die sich auf der Haut finden, lebt. Sobald ein Feind naht, fliegt derselbe auf und erweckt seinen Wirth aus dem tiefsten Schlafe. Das Hippopotamos, dessen Zähne so werthvoll wie das Elfenbein des Elefanten sind, findet sich in den größten Gewässern oft in Heerden von 50 Stück. Der Büffel, äußerst wild, mit ungeheuer breiten und hohen Hörnern, kommt in Heerden bis zu 800 Stück vor. Die Giraffen, deren Stiere 18 Fuß hoch werden, trifft man in Heerden von 16—30 Stück. Sie nehmen sich sehr anmuthig aus in ihren Gehölzen, den zierlichen, schirmartigen Akazien, deren Bispel sie beweiden. Die Antilopen sind hier fast so zahlreich wie im Drangebecken; viele der schönsten Arten sind hier eigentlich zu Hause. Das Wildschwein (*Sus Africanus*) und das Warzenschwein (*Phaococherus Aeliani*) sind ebenfalls häufig. Der Löwe findet sich überall in abgelegenen Theilen, besonders gefährlich und verschlagen, wenn alt. In den Flüssen und in den Seen gibt es bis 18 Fuß lange Krokodile. Eine große Plage sind die Schwärme von Ameisen und Heuschrecken. So großen Schaden die letztern durch ihre wunderbare Anzahl und Gefräßigkeit anrichten, so vielfach dienen sie auch selbst wieder zur Speise. Wo sie sich während der Nacht niederlassen, werden sie von Vögeln, Raubthieren, Eidechsen und Schlangen verschlungen. Lassen sie sich bei Dörfern nieder, so erscheint die Einwohnerschaft mit Säcken und Packochsen, um die für Vieh, Hunde und geröstet auch für die Menschen selbst hochgeschätzte Speise zu sammeln. Als entchiedene Plage aber zeigt sich jedenfalls die namentlich in niedrigen Gegenden häufige Setseh (*Glossina morsitans*), eine kleine Fliege, deren giftiger Biß Kindern und Pferden entsetzliche Geschwülste und einen schleunigen, unvermeidlichen Tod perurrsacht. Dennoch besitzen die einheimischen Stämme zahlreiche Rinderheerden.

Die Einwohner sind größtentheils Batschuana oder, wie sie sich hier nennen, Batoa oder Batoani, von den ältern portugiesischen Schriftstellern Abutua oder Batura genannt. Ihr hoher Wuchs, ihre kräftige Muskelentwicklung bezeugen die Zuträglichkeit des Klimas. Die folgenden sind die an Liami und Eschobe bekannt gewordenen Stämme. Die Makololo, mit dem Hauptkraal Seseke, sind ein reicher und mächtiger Stamm. Die Banjeti bewohnen die Waldregion im Norden der Makololo, sind arm, aber arbeitsam, geschickte Jäger auf Hippopotamen und anderes Wild und bauen viel Korn, leiden aber sehr von der schon erwähnten Setsehfiege. Die Barotse bewohnen das erwähnte breite, jährlich überschwemmte Thal und die anliegenden Plateaus. Das Thal besteht aus vortrefflichen, von hohen (zuweilen 12 Fuß hohen und 1 Zoll dicken) Gräsern gebildeten Weiden, welche zahlreiche, starkwüchsige Heerden ernähren. Die Kraale sind zahlreich, aber klein, weil die Einwohner wegen ihrer großen Heerden nicht sehr zusammengedrängt wohnen können. Nariete, der Hauptkraal, hat nur 1000 Einwohner. Der Überschwemmung halber werden die Kraale auf künstlich erhöhtem Boden errichtet. Östlich von Nariete liegt Katongo, eine portugiesische Handelsstation, die fernste im Innern. Die Plateaus, die sich zu beiden Seiten des Thales 2—300 Fuß über das Niveau der Überschwemmung erheben, enthalten fruchtbare, ausgedehnte, mit mannichfachen Erzeugnissen, unter Andern mit Zuckerrohr bestellte Gefilde. Die Balonda besitzen den westlichen Theil des obern Quellgebiets des Liami und gelten für das mächtigste Volk in diesen Gegenden. Den östlichen Theil des obern Liamiquellengebietes bewohnen die Amboila.

Am Ngami und an der untern Tunge sind Letzcholetebe's Batoana (nach dem Häuptling so benannt) der herrschende Stamm. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit der Jagd, haben große Schaf- und Ziegenheerden, aber jener erwähnten giftigen Fliegen halber verhältnißmäßig wenig Hornvieh. Am zahlreichsten und wahrscheinlich hier eigentlich einheimisch sind die von den Batoana unterjochten Hottentotten, Bajeje, Batletle oder Bakletle genannt, was nur verschiedene Batschuana-Modifikationen

des unaussprechlichen Schnalzes sind, mit welchem die Hottentotten sich selbst benennen und dem auch das holländische, am Cap und am Drange übliche Quakua entspricht. Die Batoana geben ihnen auch den Namen Bakoba, Leibeigene. Diese Hottentotten sind jedoch viel kräftigere Gestalten, auch viel dunkelfarbiger als ihre südlichen Stammgenossen; außerdem zeigen sie sich als fleißige Ackerbauer, Hippopotamenfänger, Fischer und Bootleute. Weiter nördlich am mittlern Zinge wohnen die Mazanjana, und weiter nördlich, im Quelllande des Zinge und des Mukurn-Mukowandscha, des Quellflusses des westlich in den Atlantischen Ocean fließenden Norseflusses, wohnen die Barwika mit dem Hauptkraal Libebe am Zinge, betriebsame Ackerbauer, Eisenarbeiter und Kaufleute. Das Eisen scheint aber nicht in ihrem Lande, sondern in einem Nachbarlande gewonnen zu werden. Die Vortheile ihrer Lage an den Quellen der westlich und südlich führenden Flußstraßen des Norse und Zinge scheinen sie wohl benützt zu haben, und Libebe scheint der Mittelpunkt eines beträchtlichen Binnenhandels zu sein. Die westlichen Nachbarn der Barwika, die Mambari, Dwapangari und Dwapanjama, kaufen hier Sklaven und Elfenbein, welche sie den Portugiesen wieder verkaufen, und führen dagegen ein: blaue und gestreifte Baumwollzeuge, Boy (ein Wollzeug), Glasperlen und Vieh, welches letztere die Barwika selbst nicht halten.

Bei den spärlichen Nachrichten, die wir über das weite Innere des Sambesebeckens bis jetzt besitzen, müssen uns diese flüchtigen Umrisse hier genügen. Wir verdanken die Entdeckung dieses so vielversprechenden, vorher ganz unbekannten Landes fast nur einem einzelnen Manne, einem einfachen englischen Missionar, Livingston, zu Kolobeng im Lande der Bafuani im Kurrischan. Es war im Juli 1849, als derselbe, begleitet von den Herren W. Cotton Döwll, einem englischen Beamten in Madras, und Murray, nach einer mit großen Anstrengungen verbundenen achtwöchentlichen Reise durch die zwischenliegende, fast wasserlose Wüste den See Ngami erreichte. Nach dem langen mühsamen Wege waren die Reisenden hoch entzückt über den herrlichen See, welcher sich, die Ufer mit riesigem Walde bestanden, nach Norden und Westen unabsehbar erstreckte. Aber noch mehr erfreute die Kunde, daß von Norden her ein beträchtlicher Fluß in den See ströme, und daß es im Nordosten mehrere große und schiffbare Flüsse gebe. Durch die Ungefälligkeit Letscholebe's, des Häuptlings der anwohnenden Batoana, wurden sie jedoch an einer nähern Untersuchung des Sees behindert. Erst im Jahre 1852 gelang es den Herren Green, Wilson, Edwards und Campbell den See zu umreisen.

Im Jahre 1850 machte Livingston eine zweite Reise nach dem Ngami und verfolgte die Gauga bis zu ihrem Verlaufe in die Salzflachen. Keineswegs abgeschreckt durch dieses noch wenig befriedigende Ergebniß, zog er 1851 zum dritten male von Kolobeng fort, um vor allem über die großen Flüsse Näheres zu erkunden. Er erreichte den Eschobe in 18° 23' Breite und sodann, 100 (englische) Meilen weiter ziehend, die Stadt Seseke am Liambei in 17° 30' Breite, womit denn die Hauptpunkte der großen Entdeckung gewonnen waren. Um dieselbe aber weiter zu vervollständigen, ging er zuvörderst nach Capstadt, wo er sich näher vorbereitete und mit wissenschaftlichen Instrumenten versah. Hierauf reiste er im Mai 1852 wieder nach Seseke, das er in acht Monaten erreichte, und wandte sich dann den Liambei aufwärts bis 11° 30' Breite, von wo er seinen Weg quer über den Continent bis nach Loanda in Angola machte, das er am 31. Mai 1854 glücklich erreichte. Endlich reiste er am 20. Sept. 1854 wieder von Loanda ostwärts, um den Liambei von Seseke aus bis zum Meere zu verfolgen, die bisher nur auf Angaben der Eingeborenen und innere Wahrscheinlichkeit gestützte Identität des Liambei und Sambese festzustellen und die noch gänzlich unbekannten Länder östlich von Seseke zu erkunden. Die Ergebnisse dieser letzten Reise, die wichtigsten von allen, da von ihnen die große Frage der leichten Zugänglichkeit des weiten Binnenlandes des Liambei abhängt, liegen zur Zeit (Januar 1856) noch nicht vor.

Die Südostecke des großen Sambesebeckens bildet das Quellland des schon oft

erwähnten Limpopo, ein großartiges, aus mehrfachen Gebirgs- und Hochlandszügen bestehendes Alpenland. Die im Norden des Vaal sich erhebenden Stufen Suiderbosch-Rand und Gats-Rand führen zu dem ostwestlich ziehenden Gebirge Witte-Waters-Rand hinauf, der Wasserscheide des Vaal und Limpopo. Parallel damit, im Norden eines 6—7 Meilen breiten Längenthals, erstreckt sich an 200 Meilen der Magaliesberg oder Kaschan. Der Magaliesberg und Witte-Water-Rand vereinigen sich im Osten an der Südwestecke des Hochlandes Comate, das sich an 60 Meilen von Westen nach Osten und an 120 Meilen von Süden nach Nordnordosten erstreckt und im Osten vom Comategebirge besäumt wird, welches nach den Küstenstufen zu äußerst schroff abfällt. Das Comategebirge und dessen nördliche Fortsetzungen bilden dann den fernern Ostrand des Sambesebeckens. Den Westrand des Comatehochlands bezeichnet, dem Comategebirge parallel, die Magnietschoogte, so nach einem dort lagernden, stark magnetischen Eisenstein benannt. Jenseit der Magnietschoogte gelangt man in ein 50—60 Meilen breites Längenthal, durchzogen vom Elefantenfluß, dann aber wieder zu einem nordöstlich ziehenden Plateau, dessen Ostrand der Grünberg-Rand und dessen Westrand der Hohe Waterberg oder das Muralgebirge bildet. Dieses Plateau setzt nach 120 Meilen Verlauf gerade nach Osten um und erstreckt sich bis zum Comategebirge, im Süden vom Grünberg-Rand, im Norden vom Zoutpansberg, einem Abläuser des Mural besäumt, während der Mural selbst unter dem Namen Blauberg weiter nach Nordosten zieht und endlich wahrscheinlich mit dem Comategebirge zusammenläuft. Weiter westlich ist der Verlauf des Gebirgslandes, dessen Zusammenhang mit dem Awaß im Westen oder die orographische Beschaffenheit der nördlichen sogenannten Kalahari durchaus unbekannt. Doch zieht der Awaß, der auch in sonstiger Hinsicht sehr mit den Limpopogebirgen übereinstimmt, jedenfalls noch so weit ostwärts, als man ihn bisher von Westen aus kennt, und die Nordkalahari muß mindestens ein beträchtlich hohes Plateau sein.

Der Hauptabzug des Limpopohochlandes, der Limpopofluß, entspringt am Nordabhang des Witte-Waters-Rand, fließt eine Strecke ostwärts, durchbricht dann Magaliesberg, zieht dann nordwestlich durch das Hochland im Norden desselben, bis er endlich im Flypoot auch den Hohen Waterberg durchbricht, 120 Meilen nordwestlich vom Durchbruche des Magalies. Er zieht hierauf durch ein breites, herrliches Thal am Westfuße des Hohen Waterberges abermals 120 Meilen nach Nordosten, worauf er nach Osten umbiegt, den Blauberg, die Fortsetzung des Waterberges durchbricht, dann längs des Zoutpansberg nach Osten zieht und endlich auch das Comategebirge durchbricht. Der Limpopo nimmt, während er seinen großen Bogen durch das Gebirgsland beschreibt, eine große Anzahl mehr oder minder beträchtlicher Nebenflüsse auf, den Hauptnebenfluß, den Elefantenfluß, jedoch erst im Küstenlande. Der Elefantenfluß beschreibt einen dem Limpopo parallelen kleinern Bogen, indem er in der Südostecke von Comate entspringt, diese Hochebene westnordwestlich durchzieht, dann die Magnietschoogte durchbricht und nun das breite Längenthal zwischen der letztern und dem Grünberg-Rand nordnordostwärts und hierauf am Fuße des östlich ziehenden Theiles des Grünberg-Rand ostwärts durchzieht. Endlich aber durchbricht er das Comategebirge und verbindet sich im Küstenlande mit dem Limpopo. Der Limpopo durchzieht die Küstenstufen sodann in östlicher Richtung und ergießt sich bei der portugiesischen Factori Inhambane in das Meer. Der Limpopo ist in seinem mittlern Laufe (der untere ist nicht näher bekannt) an 600 Fuß breit, jedoch nicht sehr tief (nur 3—5 Fuß).

Das vorherrschende Gestein der höhern Gipfel scheint Granit, und das Gebirge, namentlich der westliche und östliche Rand, der Waterberg (Mural) und das Comategebirge, mit dem tief eingekerbten Kämme und seinen scharfgezackten Hörnern, die nach Norden zu immer höher aufschließen, trägt den echten Alpencharakter. Sonst besteht der Boden meist aus Lehm, Thon und Sand und ist bei der reichen Bewässerung höchst fruchtbar. Der Baumwuchs in den Gebirgsschluchten und an den Flußufern ist überaus dicht und hoch. Viele Berge sind bis zum Gipfel herr-

lich bewaldet. Den Gipfel selbst besteht der zierliche Sandelholzbaum, dessen Holz und Laub einen starken Wohlgeruch haben. Die kleinen silbergrauen Blätter dieses Baums stechen ab von dem dunkeln und dichten immergrünen Laube des Mufuru, der mit ihm vermischt wächst und in dessen dunkeln Blätterschmucke eine goldene Frucht prangt. Diese Frucht hat die Größe und Farbe einer Drange, ein süßes, mehliges, dattelartiges Fleisch und ist ein gutes Nahrungsmittel. Die Limpopoufer sind dicht bestanden. Den bei weitem größten Theil des Landes aber bedeckt eine reiche Grasflur, oft 6—7 Fuß hoch, mit leichter Holzung und Gebüsch. Getreide, Gemüse, Kartoffeln und sonstige Knollen, Kern- und Steinobst, Citronen und Apfelsinen, Wein, überhaupt alle europäischen Gewächse gedeihen vortrefflich, nicht minder viele tropische Erzeugnisse.

Die „Transvaalische Republik“ der Boers (nicht zu verwechseln mit dem Staate der Boers zwischen Baal und Drange, von dem wir oben gesprochen) ist gegenwärtig im Besitz dieses gesammten herrlichen Landes vom nördlichen Bogen des Limpopo südlich bis zum Baal, wo diese Republik dann mit dem Gebiete der Drangeflußrepublik zusammenstößt. Die ersten Niederlassungen der Boers in diesem Hochlande wurden bereits mit dem ersten Auszuge aus der Capcolonie unter Triehard und Drich im Jahre 1835 gegründet, indem die Emigranten die Pässe über den Drakenberg, welche zu dem von ihnen gesuchten Weihnachtslande führen sollten, verfehlten, sodas sie bis hierher vordrangen und sich theils am Zoutpansberg niederließen, theils unter Drich nach Delagoa zogen, wo sie aber durch das Klima aufgerieben wurden. Diese sogenannten transvaalischen Boers erhielten später wiederholte Zuzüge ihrer Stammgenossen, zumal 1842 nach der Besignahme von Natal durch die Engländer, und gründeten Drichstadt, so zum Andenken an ihren unglücklichen Anführer dieses Namens geheissen, im nördlichen Theile der Hochebene Comate, südlich von dem hier östlich fließenden Elefantenfluß. Ihr damaliger Generalcommandant war Potgieter. Von Drichstadt aus, das durch seine große Entlegenheit gegen englische Unterjochungsprojecte geschützt war, wurde nun fortwährend durch das hier aufgepflanzte Banner der Unabhängigkeit auf die Boers im Süden eingewirkt. Nach Einverleibung des Landes der „Drange-Rivier-Maatshappij“ zwischen Baal und Drange in das englische Gebiet im Jahre 1848, zogen daher sehr viele der dortigen Ansiedler über den Baal, denen sich auch manche Boers vom Klippfluß aus Natal zugesellten. Es beginnt darum auch erst von jener Zeit (1848) an die eigentliche Begründung der Transvaalischen Republik. An der Spitze dieses Staats steht ein Volksraad von 60—70 Mitgliedern, der sowol die executive wie die legislative Gewalt übt und durch die schriftliche Wahl aller volljährigen Weißen erwählt wird. Der Volksraad ernennt die vier Generalcommandanten, welche unter ihm in den vier Bezirken des Landes die höchste Gewalt ausüben, sowie die übrigen Regierungsbeamten. Die weiße Bevölkerung des Staats beträgt an 30000 Seelen, die hauptsächlich das gewöhnliche Geschäft der Boers, die Viehzucht, mit großem Erfolg betreiben. Wie in der Drangeflußrepublik wohnen auch hier die Boers auf ihren Plaats von je 3000 Morgen über das Land zerstreut. Großen Gewinn ziehen sie daneben aus der Elefantenjagd. Wild ist hier überhaupt noch so häufig, daß man meistentheils Wildpret speist. Potcheffstrom, nach dem erwähnten Commandanten Potgieter (gestorben 1853) benannt, in einer weiten Grasebene am Mooi, einem nördlichen Nebenflusse des Baal, ist der Hauptort und Hauptmarkt des Landes mit 100 Häusern und 700 stetigen Einwohnern. Die übrigen Orte sind: Rüstenburg am Nordfusse des Magaliesberges, Leidenberg im nördlichen Comate, und die bereits erwähnten: Drichstadt in einer fruchtbaren, aber ungesunden Ebene, und Zoutpansberg.

Die Batschuanastämme innerhalb des Landes sind die schon genannten Baharutsi an den Baalquellen, die Mantati am obern Elefantenfluß, die Bamelechue am Zoutpansberg, die Slambiekaffern (so nach verschiedenen an den Islam erinnernden Gebräuchen genannt) am Limpopo, im Norden des Zoutpansberg. Die sämtlichen Eingeborenen mögen etwa 100000 Köpfe zählen, welche größtentheils in Diensten der

Boers stehen. Dagegen gibt es westlich vom Limpopo noch mehrere bedeutende unabhängige Batschuanastämme. An dem südlichen und nördlichen Abhange des Kurritschan wohnen die Bauantkisi; und nördlich von diesen, in einem engen Thale zwischen dem Kurritschan und dem Süden des Mural, welches durch die reiche Bewaldung der nahen Gebirgswände, die zahlreichen klaren Bäche und die üppige Grasflur der Thalsohle ungemein reizend ist, wohnen die Bakatla, welche Eisengruben im Gebirge bearbeiten und vortreffliche Speere, Schlachtbeile, Messer, Nadeln u. s. w. verfertigen. Maboga ist ihr Hauptkraal. Hier entspringt der Kolobeng (Wilbeverfluß), welcher den Mural in dem malerischen Engpasse Sefetabie durchbricht, wo der Fluß murmelnd, tobend und schäumend sein Felsenbette hinuntersteigt.

Nördlich und nordöstlich von der Bakatla wohnt am obern Limpopo, an der Mariqua, am Ngotwani und am Kolobeng der zahlreiche Stamm der Baquaine (Bakone). Das Land am Ngotwani, einem wasser- und fischreichen Flusse, ist mit leichtem Sande und Dornestrüppe bedeckt. Die Mariqua, an der Mündung nur 10—12 Fuß breit, windet sich in großen Schlingungen durch ein breites offenes Thal, das einen reichen Thonboden enthält und größtentheils einen herrlichen Grasteppich trägt. An einer Stelle bildet die Mariqua eine breite Marsch, mit 15 Fuß hohen Binsen überwachsen, ein Lieblingsaufenthalt der Büffel, die sich hier in Herden von 800—1000 Stück befinden. Das Land zwischen dem Ngotwani und der Mariqua entfaltet ganz besondern Reiz. Das Gebirge erstreckt sich, kegelförmig und pyramidalisch gestaltet, in allen Richtungen, und dazwischen ziehen sich in reicher Abwechselung breite, wellige Ebenen und malerische Schluchten hin. Der Hauptkraal der Baquaine ist Kolobeng am Kolobeng. Hier befindet sich die Missionsanstalt des Dr. Livingston. In den Gärten der Anstalt gedeiht europäisches Gemüse aller Art, namentlich auch Kartoffeln, in Vollkommenheit. Tschauana ist ein anderer beträchtlicher im besten Batschuanastile erbauter Ort, auf einem sanften Abhange, im Norden eines ausgedehnten, mit wohlbestellten Aekern erfüllten Thales. Der Kraal Bubi liegt nordwestlich von dem Engpasse Sefetabie in einer wasserreichen bewaldeten Ebene am Rande der Wüste, von drei Seiten von Gebirgen umgeben.

Nördlich von den Baquaine wohnen westlich am Limpopo die Bamangwato und östlich die Bafeleka. Das Gebirge im Osten des Flusses, der Mural, nimmt nun immer kühnere Formen an und schießt immer höher empor; das Thal des Limpopo dagegen senkt sich tiefer und wird immer breiter. Die Berge streichen oft bis an den Fluß an; meist aber besteht das Uferland aus welligen Strecken, bedeckt mit unabsehbaren dichten Wäldern. Durch dieses Waldband ziehen sich viele romantische Schluchten, in welchen kleine Zuflüsse des Limpopo rieseln, die selten ganz versiegen. Im Limpopo liegen viele sandige Werder; an beiden Ufern steht Schilf in einer Breite von 60 Fuß, ein Lieblingsaufenthalt der Hippopotamen (Seekühe), dahinter hohe Waldung.

Durch den Besitz des Limpopoquelllandes haben die Boers den Schlüssel zum ganzen Sambeseecken, ja zu ganz Innerafrika errungen. Bei der raschen Entwicklung des vielversprechenden jungen transvaalischen Freistaats kann es nicht fehlen, daß der übrige Theil des Gesamtvolkes der Boers, also die große Mehrheit der europäischen Bewohner von Südafrika, alsbald in diese Bewegung hineingezogen wird. Die Transvaaler haben noch auf sehr bedeutenden Zugug zu hoffen, da in der Capcolonie die Verhältnisse im Ganzen nicht eben günstig sind. Ein wesentliches Hinderniß ist dem transvaalischen Lande jedoch der Mangel an einem nahen Hafen. Natal ist zu entfernt und außerdem englisch, Delagoa erweist sich aber so ungesund, daß es für Menschen und Vieh fast unnahbar bleibt. Vielleicht könnte die St.-Luciabai im Sululande einen geeigneten Hafen abgeben. England hat sich freilich von dem Sulukönige Panda diese Bai schon abtreten lassen, und dabei den Grundsatz festgestellt, daß die Benützung des Hafens keiner dritten Macht gestattet werden dürfe. Es fragt sich aber doch, ob England ein solches, von keinerlei Niederlassung oder Besitzergreifung begleitetes Anrecht auf die Länge ernstlich geltend machen kann. Genauere

Auskunft über das Gebirgsland erhielten wir vom Capitän Gordon Cumming, welcher gewaltige Waidmann hier fünf Jahre mit der Jagd der Elefanten und andern Gewildes zubrachte (von 1845 — 48). Während dieser langen Zeit war sein Wagen fast sein einziges Haus, und oft verließ er auch dieses und brachte viele Tage und Nächte im Freien oder in einer einsamen Höhle zu, um seiner Beute nachzustellen: ein sicherer Beweis, wie zuträglich hier das Klima ist. Später noch, im Jahre 1851, drang der Reisende Cassiott von Natal aus über den Drakenberg und die obern Baaländer bis zum obern Limpopo vor. Seitdem aber haben die Boers auswärtigen Reisenden den Zutritt zu diesen Gegenden nicht weiter gestattet.

Noch bleibt uns das Hochland zu betrachten übrig, welches vom Schwachaub bis zum Kunene den Westrand des Beckens bildet. Vom Schwachaub, dessen Ufer merkwürdigerweise 1000 Fuß über seinem Bette emporragt, steigt das Land zu dem nördlichsten und höchsten Gebirgszüge des Awaschsystems auf. Nördlich vom mittlern Schwachaub erheben sich die schönen, regelmäßigen, gleichsam teneriffaartigen Doppelkegel von Omatoko und Diambotoothu 6000 Fuß, und an diese schließen sich westlich die Kalksteintafelberge von Koniato, Zatabaka und Grongo an, welcher letztere, 15 Meilen lang und 2800 Fuß hoch, eine solide, glatte, glänzend weiße Kalksteinmasse bildet, die oft in Stellen von mehreren Hundert Fuß nicht eine Spalte aufweist. Von diesem Gebirgszuge (21°) erstreckt sich bis zum 18.° der südliche Theil des Hochlandes, Hereroland, begrenzt im Norden durch einen doppelten niedrigen Gebirgszug, den Dmuwereum und den Kutjianschongui. Der Dmuwereum (20° Breite), fortgesetzt vom Eschuanieno, ist ein breites, scharfsackiges Gebirge, ungemein rauh und gleichsam aus zusammengewürfelten Felsmassen componirt. Am Nordfuße des Dmuwereum liegt der große, aber gewöhnlich trockene See Dmanbonda. Das zwischen dem Dmuwereum und dem Kutjianschongui befindliche Land ist öde und unfruchtbar. Der Kutjianschongui besteht aus niedrigen Kalksteinanhöhen und hat an seinem Nordfuße viele vulkanische Spuren, wie den kraterartigen runden Teich Dschikoto, 400 Fuß im Durchmesser und mit 180 Fuß tiefem Wasser. Die Ufer des Teiches sind völlig senkrecht. Auch liegt hier die Salzpflanze Etoscha, 9 Meilen breit und 15 Meilen lang, zur Regenzeit ein See. Hierauf folgt mit sanftem, fast unmerklichem Abfalle das Thal des Kunene, welcher Fluß einen breiten Ausschnitt in diesem Theile des Beckenrandes bildet. Im Süden liegt zuvörderst die große Ebene Dschihako-wa-Motenga, mit dichtem Gras, aber ohne Baumbwuchs, das Weideland der Dwampo; dann folgt Dnbonga, das Kornland derselben, mit überaus reichem und ergiebigen Boden. Im Osten fällt das Hochland nach dem Innern des Beckens zu, 100 Meilen westlich vom Ngami, über 1000 Fuß in hohen rauhen Hügeln und tiefen Schluchten ab, welcher Abfall im Süden als die Edibahügel bezeichnet werden. Der Küstenstrich am westlichen Fuße des Hochlandes heißt Kaoko, eine 40 Meilen breite Sandwüste, unbewohnbar, außer an den Ufern von fünf Flussbetten, die vom Hochlande her hindurchziehen und gewöhnlich etwas Wasser führen.

Eigentlich fließende Gewässer gibt es im ganzen Hochlande nicht. Das einzige bedeutende Flussbett ist das des Dmorambo, welcher beim Omatoka entspringt, erst nordöstlich, dann durch die wilden Schlünde des Ostabfalls östlich und endlich südöstlich zum Ngami zieht. Der Dmorambo ist während der trockenen Zeit so durchaus trocken, daß man das Bett mitunter gar nicht erkennen kann. Doch enthält das Bett alle drei oder vier Stunden Bleye (Grabwasser), nach dem man freilich oft ziemlich tief graben muß. Auch sind Quellen nicht zahlreich.

Hereroland ist überhaupt sehr dürr und trocken, wofür es jedoch sich eines sehr gesunden Klimas erfreut. Nur sind, wie auch in Australien bei ähnlichem Klima, Augenkrankheiten häufig. Im Winter herrscht ziemliche Kälte, im Juli sind Nachtfroste und Eisbildung gewöhnlich. Der größte Theil des Landes ist mit dichtem, fast undurchdringlichem Dornestrüppe bestanden, unter welchem der schreckliche Hakenornbusch, 15 Fuß hoch, dicht mit sehr großen und starken hakenförmigen Dornen besetzt. Mehre Dornenarten geben Gummi. Das eigentlich bewohnbare Land von

Hereroland beschränkt sich daher nur auf die Rinnfälle der Regengewässer und die den wenigen Quellen unmittelbar anliegenden Strecken, wo allein Viehzucht möglich, während Ackerbau fast überall unthunlich ist. An diesen beschränkten Stellen herrscht Überfluß an Gras, und die Herero besitzen zahlreiches Rindvieh, das sehr wild und stark, sodas es mitunter, wie der Büffel, Löwen widersteht. Pferde hingegen unterliegen der jährlichen Seuche. Alle wilden Thiere Südafrikas sind hier häufig.

Die Herero sind ein erst in neuerer Zeit hier eingedrungener, wahrscheinlich aus Bunda vertriebener Batschuanastamm. Es sind schlanke, an sieben Fuß hohe Leute, mit offener Stirn, reichem, obgleich wolligem Haar und regelmäßigen Zügen. In geistigen Eigenschaften entsprechen sie jedoch diesem schönen Außern nicht: sie zeigen sich schmutzig, nachlässig, habgierig, gefühllos und dumm. Sie leben in kleinen, voneinander unabhängigen und nie etwas gemeinschaftlich unternehmenden Stämmen unter Häuptlingen, die eine Art priesterliches Ansehen besitzen. Die Hütte des Häuptlings steht immer im Osten der Dngando (Dorfschaft) und vor derselben befindet sich eine Art Opferstelle. Der Häuptling schlachtet die Ochsen, welche bei festlichen Gelegenheiten verspeist werden; er segnet das Vieh und seine Tochter besprenkelt es mit einem in Wasser getunkten Pinsel. Die Reichen besitzen zahlreiche Rinderheerden; sie essen jedoch nur bei seltenen Gelegenheiten Fleisch und leben gewöhnlich von Milch und Kani. Die Milch genießen sie sauer wie alle Völker, welche Milch zur Hauptnahrung machen. Die Armen halten sich nur an die Kani. Als bemerkenswerth erscheint, daß die Herero gar kein Salz benutzen, das im Lande auch nicht vorkommt, obgleich nach den gewöhnlichen Vorstellungen eine vegetabilische Speise, wie die Kanizwiebel, gerade viel Salz erfordern sollte. Sie erfreuen sich dennoch der besten Gesundheit. Ihre Hütten haben nicht mehr die Bauart der Batschuana, sondern die Korbform der Hottentotten. Ihr Hausrath besteht in einigen Rindsellen, hölzernen Näpfen, irdenen Töpfen, Säcken mit Kani, in einem lederen Beutel mit Erde zum Färben der Haut, einer Haut mit Fett, sowie in eisernen Messern und Hacken. Der Feuerherd befindet sich in der Mitte der Hütte, und rund umher schlafen die Bewohner nackt. Die Kinder der Armen werden früh sich selbst überlassen und müssen sich selbst ihre Kani graben. Diese armen Kinder zeigen schauerhaft hagere Körper auf, steckenartige Glieder und geschwollene Bäuche; und doch wachsen sie auf zu so stattlichen Männern.

Neben den Herero bewohnen das Land die Ursassen desselben und des nördlichen Namaqualandes, die Chau-Damup, Hakoim oder Bergdamara, als Knechte der Herero oder frei in unzugänglichen Gebirgen und Wüsten, namentlich im Erongo, Koniato, Dmuwereum, Raoko, und im Osten in den wilden Schluchten des mittlern Dmorambo. Sie ziehen Ziegen und Schafe, treiben auch einigen Ackerbau. Die östlichen am Dmurambo nennen sich Saun-Damup. Der Name Chau-Damup soll soviel wie Rothleute bedeuten; sie haben sich denselben beigelegt, um ihre jetzige Niedrigkeit zu bezeichnen. So sagen sie auch wol, sie seien Abkömmlinge der Affen. „Warum“, sprechen sie, „sollen wir nicht der Affen Brüder sein? Jedermann verfolgt uns Beide gleich; wir wohnen zusammen auf den Bergen, essen dieselben Wurzel und ergraben sie mit den Händen auf gleiche Weise.“ Sie hegen einen glühenden Haß gegen die Herero als Eindringlinge im Lande, während sie sich zu den Hottentotten, die schon seit alter Zeit im Lande sind, freundschaftlich verhalten. Buschmänner, d. h. wilde Hottentotten, wohnen im Süden der Saun-Damup, in dem öden Lande nördlich vom Dmuwereum und an einigen Stellen des Raoko.

Ein Umstand von mannichfacher Bedeutung war die Begründung der deutschen Missionsanstalten am Nordufer des Schwachaub, wozu der Bremer Schmelen, der Namaqua-Missionar, zuerst anregte. Schmelen hatte auf seiner bereits erwähnten dreimonatlichen Reise bis an den Awaf Erkundigungen über Hereroland eingezo-gen, und war zu der Überzeugung gelangt, daß die Errichtung einer Mission daselbst von großer Tragweite sein würde. Aber zwanzig Jahre gingen darüber hin, ehe er seinen Lieblingsplan ins Werk setzen konnte. Der Plan wurde endlich von der

Rheinischen Missionsgesellschaft zu Barmen aufgenommen, welche zu dem Behufe die Brüder Kleinschmidt und Hugo Hahn entsandte. Der alte Schmelen in seiner Begeisterung gab seine Tochter dem Kleinschmidt zur Ehe. In Etkhams wurden Hahn und Kleinschmidt von Jonker gut empfangen, sodas sie nun im Juni 1844 an einer, bei einer starken Quelle am Schwachaub belegenen Stelle, zwei Tagereisen von Etkhams, ein Haus erbauten, welches sie in Anerkennung der Schmelen'schen Bestrebungen „Schmelen's Verwagting“ (Schmelen's Erwartung) nannten. Durch die wesleyaner Missionare aus Etkhams selbst vertrieben, bezogen sie Schmelen's Verwagting im October desselben Jahres, mußten jedoch diesen Wohnsitz noch in demselben Monat wieder verlassen, weil wegen Dürre im innern Lande zu große Massen von Hereroheerden nach der schönen Quelle getrieben wurden. Sie zogen deshalb den Schwachaub weiter hinunter und begründeten Otjikango oder Neubarmen, wo der Boden steinig und in der Nähe eine warme Quelle ist. Hier blieben die Brüder Hahn, Nath und Kolbe, welche beiden Lektoren an Kleinschmidt's Stelle getreten waren, vier Jahre lang gleichsam eingekerkert, indem sie durch Jonker's fortwährende Kriegszüge und ihre Unkunde der Landessprache an jedem ausgehntern Verkehr mit den Herero behindert wurden. Endlich im Jahre 1849 griffen sie ihr Werk mit Nachdruck an. Hahn blieb in der Mission Neubarmen, Kolbe bezog Schmelen's Verwagting, und Nath gründete weiter unterhalb am Schwachaub eine dritte Station, Otjimbingue, drei Tagereisen zu Wagen von der Station Neubarmen. Hier war guter Ackergrund, und Nath versuchte Korn- und Gartenbau, und zwar mit dem besten Erfolg. Weizen, Rüben und Erbsen, Kartoffeln, Salat und Zwiebeln wuchsen ohne Irrigation. Es lieferte dies einen geringen, doch sichern Beweis, was sich am Schwachaub leisten ließe.

Schnell sammelte sich, wie überall in Afrika geschieht und namentlich bei den vielfach zertrümmerten Hererostämmen natürlich war, aus allen Gegenden eine große Anzahl von armen Leuten, unter denen freilich auch viel Gesindel sich befand, auf den Missionsstationen. Dieselben erkannten die Missionare als ihre Häuptlinge an und leisteten willig Gehorsam. Die Reichen sahen sich allerdings verhindert an der Niederlassung theilzunehmen, da ihnen die Trockenheit des Landes das Nomadisiren mit ihren Viehheerden nothwendig machte. Doch setzte sich bei Schmelen's Verwagting der Häuptling Kahitjene mit zahlreichen Heerden fest. In der Kirche erlangten die Missionare wenigstens den Erfolg, daß die Leute kamen und stille zuhörten. In der Schule hatte man bald einige Kinder, welche lesen und singen, auch schreiben lernten.

Als so Alles guten Erfolg versprach, da kam plötzlich die schreckliche Nacht vom 23. Aug. 1850 über Schmelen's Verwagting. Jonker überfiel Kahitjene's Werk; seine Reiterei stürzte heran, plünderte und zerstörte sämtliche Hütten, verstückelte und tödtete die Einwohner; die ganze Nacht durch war des Schießens und Mordgeschreis kein Ende. Doch wurde die Station selbst, wo Kolbe und seine junge Frau des augenblicklichen Todes gewärtig, verschont. Kolbe, dessen Bleibens nun nicht länger in Schmelen's Verwagting sein konnte, flüchtete sich nach Neubarmen, desgleichen auch Kahitjene mit den übrigen Überlebenden, die jedoch sofort weiter ins Innere flohen. Auch einige der Hereroweiber, denen von Jonker's Chau-Damup, welche, als die erbittertesten Feinde der Herero, bei solchen Gelegenheiten sich immer am grausamsten erwiesen, die Füße abgehakt worden waren, trochen, indem sie die Stummel in den Sand gesteckt und so das Blut gestillt hatten, den Weg nach Neubarmen, 20 englische Meilen weit!

Jonker hatte bisher die Missionare beschützt; allein er hatte ihnen oder den andern Weißen nie gestatten wollen, in Hereroland einzudringen, sowie er auch die Caphändler immer daran verhinderte. Als Hugo Hahn von Neubarmen aus eine Entdeckungsreise ins Innere machen wollte, wurden ihm von einer Jonker'schen Truppe alle Reitochsen fortgeführt und zurückgehalten, bis die zum Reisen geeignete Jahreszeit vorüber war. Denn, wenn es freien Verkehr gäbe zwischen Weißen und Herero, so würden diese bald Feuerwaffen kaufen und den Namaqua gleich werden.

Zonker sagte daher auch den Entschluß, das Festsetzen eines so bedeutenden Häuptlings wie Kahitiene bei den Missionaren zu verhindern, zugleich auch diese, ohne sie doch selbst anzugreifen, durch Einschüchterung zur Rückkehr zu bewegen. Die Herero dagegen hatten die Missionare wegen des Schutzes, den sie offenbar von Zonker genossen, sowie wegen der lichtern Hautfarbe, die sie mit dem Namaquahäuptling gemein, öfters in Verdacht gehabt, sie seien Zonker's Spione. Da nun bei diesem Überfalle die Herero rings um Kolbe's Haus getödtet, er selbst aber gar nicht angegriffen worden war, so wurde ihnen dieser Verdacht bestätigt. Die Stellung der Missionare bei den Herero gestaltete sich somit immer gefährlicher. Sobald Kolbe Schmelen's Verwagting verlassen hatte, plünderten darum auch die Herero das Missionshaus.

Zonker aber erklärte den Missionaren auf deren Vorstellungen, er habe nichts gegen die Missionen, und wünsche, daß die Herero das Wort Gottes vernehmen möchten. Drei Tage vor dem Überfall war nämlich der Engländer Galton, begleitet von dem norwegischen Naturforscher Anderson und dem Rheinischen Bruder Schöneberg, in der Walfischbai angekommen, was Zonker, der sich sehr vor den Engländern fürchtete, einen Schrecken eingeßloßt hatte. Galton machte Zonker schriftlich Vorstellungen und drohte ihm mit dem Zorne des Gouverneurs am Cap, wenn er die Herero ferner behelligte. Im December hatte Galton eine Zusammenkunft mit Zonker, den benachbarten Häuptlingen Cornelius und Swartboy und dem versammelten Rathe der Alten. Viele sprachen im Rathe, Alle zur Sache. Sie beklagten die langen Fehden: man könne weder pflanzen noch säen; die Leute seien müßig und unruhig; es sei kein Geseß im Lande. Schuld daran seien die unaufhörlichen Überfälle der Herero, und es frage sich, was zu thun, um sich gegen Mord und Raub zu schützen. Zonker und die übrigen gelobten jedoch endlich, in Zukunft ihre Handel mit den Herero auf rechtlchem Wege ausgleichen zu wollen. Aber wie sehr dies seitens Zonker's nur Schein war, zeigte sich bald. Nach dem kurzen Schrecken, den der Engländer eingeßloßt hatte, begann der Vertilgungskrieg gegen die Herero mit erneuter Wuth. Ein Verst nach dem andern wurde geplündert und das Vieh fortgeführt. Doch blieben die Missionen selbst noch unangefochten. Zonker zog wol dicht vorbei wie zum Spott und Hohn, that ihnen aber nichts zuleide. Als die Missionare sich dadurch nicht einschüchtern lassen wollten, wurde endlich im Juli 1852 die Station Otjimbingue selbst angegriffen, geplündert und der Missionar selbst mißhandelt. Dies war denn Fingerzeig genug, daß Zonker der Missionen überdrüssig sei, und man sah sich daher genöthigt, dieselben, wenn auch nur vorläufig, wieder aufzugeben.

Die Herero ihrerseits stehen indessen selbst untereinander in steter Fehde. Seitdem die Doilem eingedrungen und manche Häuptlinge ihrer Habe beraubt, suchen sich die Geplünderten eben durch Plünderung an ihren eigenen Stammgenossen zu entschädigen. Den Herero geht auch jede Einigkeit ab, um den Angriffen Zonker's mit Macht entgegenzutreten. Die Häuptlinge hegen vielmehr so großen gegenseitigen Haß, daß sie oft mit Zonker gegen ihre eigene Stammgenossen im Bündniß stehen. Die Folgen solch selbstmörderischen Zernüßnisses konnten daher nicht ausbleiben. Es wurden in den letzten Jahren ganze Stämme der Herero ausgerottet, oder sie irren in elenden Trümmern umher, und es wird daher dieser zu weit nach Westen gestoßene Vatschuanastamm in seiner Vereinzelung erliegen.

Bei weitem günstiger sind die Verhältnisse der Omampo im nördlichen Hochlande. Sie besitzen ein reiches, fruchtbares Land. Das Dornestrüppe von Hereroland hört hier auf. Obwol an Wasser kein Überfluß und keine fließenden Gewässer vorhanden, ist doch Onbonga eine herrliche Ebene mit Kornfeldern, prachtvollem Baumwuchs, Palmen und zahlreichen Frucht- und Nutzholzbäumen. Die Palme beginnt mit 20° Breite. Häufig ist eine schöne Palme, ein bis 60 Fuß hoher Baum, der nordafrikanischen Dompalme ähnlich, mit fächerartigem Laub und stacheligem Stamm. Die Frucht hat die Größe und Gestalt eines Apfels, eine hellkaffeebraune, dünne

Rinde, einen harten, innern Kern und dazwischen die genießbare Substanz, welche getrocknet in Farbe und Geschmack Pfefferkuchen gleicht. Auch finden sich hier eigenthümlich mandelartige Früchte, eine Art Kirsche und ein Apfel mit Steinkern. Kupfer ist häufig wie im ganzen Westrande des Sambese- und Orangebeckens. Die wilden Thiere sind die gewöhnlichen. Der Elefant beginnt mit der Palme in 20°.

Die Dwampo bauen zwei Arten von Cerealien, einen vortrefflichen Mais und einen eigenthümlichen sehr ergiebigen Hirse. Beide Getreidearten stehen an acht Fuß hoch. Nur die Ahrte wird bei der Ernte abgeschnitten, das Stroh bleibt stehen. Das Feld wird mit der Hacke bestellt. Man unterhält saubere Kornscheunen und Dreschfluren. Die Dwampo bauen auch Hülsenfrüchte, Kürbisse, Kalabasse und Taback. Sie haben zahlreiche Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine und Hühner, die legtern von einer sehr kleinen Art. Die ganze Bevölkerung lebt auf Gehöften, von welchen durchschnittlich zehn auf eine englische Quadratmeile kommen. Dieselben liegen so dicht zusammen, daß es keine Straße in Dndonga gibt, sondern nur Pfade, welche durch die Gehöfte hindurchführen. Die Häuser sind in bestem Batschuanastile erbaut. Die Hauptnahrung besteht in Mehlspeise, namentlich Maisgrütze und saurer Milch. Auch bereiten sie Bier wie die Batschuana.

Obgleich die Dwampo in ihrer Lebensart viel mit den Batschuana übereinstimmen, gehören sie doch ihrer Körperbildung nach zu demselben Negerstamme wie die Chau-Damup, mithin zu den Ursassen des Landes. Es sind häßliche Schwarze mit starken Knochen und stark ausgeprägten Zügen; die Weiber sind jedoch lebhaft und einnehmend, mit offenen, heitern Gesichtern. Wie abstoßend aber im Ganzen das Äußere der Dwampo, haben sie doch sehr ansprechende Sitten: sie sind reinlich, fleißig, gefellig, gutmüthig, heiter, friedfertig. Wohlstand ist allgemein; Alle sind wohlgenährt und nur selten krank, denn das Klima des Landes erweist sich sehr gesund. Sie tragen, wie alle Neger, nur sehr geringe Kleidung, schmücken sich dagegen reichlich mit Glasperlen und Ringen. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, Spieße, Dolche, welche sie in zierlich mit Kupferplatten oder Kupferdraht belegten Scheiden tragen. Ebenso haben sie die leidenschaftliche Liebe für Tanz und Musik mit den andern Negern gemein. Ihre musikalischen Instrumente bestehen in der Trommel und einer siebenstimmigen Gitarre. Der König der Dwampo hat eine Leibgarde von Hottentotten, welche mit Zierrathen überladen ist. Es gibt zahlreiche Hottentottenstämme im Osten von Dwampoland, und Hottentotten wohnen jedenfalls bis weit in Benguela hinein und bis an die Nordgrenzen des Sambesebeckens. Viele Herero dienen bei den Dwampo als Rinderhirten.

Im Norden des beschriebenen Tafellandes fließt der große Norfesfluß oder Kunene von dem Hochgebirge von Benguela nach dem Atlantischen Ocean. Der Kunene hat eine schnelle Strömung, marschige oft überschwemmte Ufer; die Mündung ist aber von der See aus nicht zu erkennen, indem sie von dem breiten Sandsaum, der diese ganze Küste umzieht, abgesperrt wird. Von dieser Barre aus aber führt der Kunene in das Herz von Südafrika. Der Kunene fließt in seinem obern Laufe als Mukuru-Mukovandscha im Lande der Bawika nur zwei bis drei Tagereisen von der obern Tzinge, wonach einige Wahrscheinlichkeit vorhanden wäre, daß während der Flutzeit eine fast ununterbrochene Bootfahrt vom Atlantischen Ocean quer durch Afrika nach dem Indischen Ocean ausgeführt werden könnte.

Das Hochgebirge, welches Benguela vom innern Sambesebecken trennt, ist nicht näher bekannt; wie es scheint, tritt es sehr großartig auf, besitzt prächtvolle Waldungen und birgt Eisen, Kupfer, Schwefel und andere werthvolle Producte.

Die Erkundung des südwestlichen Randes des Sambesebeckens verdanken wir dem Engländer Galton und dem Schweden Anderson. Dieselben wurden durch die Entdeckung des Ngami zur nähern Untersuchung der anliegenden Länder veranlaßt. In Capstadt erfuhren sie, daß die Boers den Weg über den Kurritschan zum Ngami abgesperrt und schon einige englische Reisende zurückgewiesen hatten; sie beschloßen daher, von der Balfischbai aus ins Innere zu dringen, wobei ihnen die deutschen

Missionare vom Schwachaub, die des Landes und der Sprache bereits kundig, viel Beistand leisten konnten. Ein von Deutschland angekommener Rheinischer Brudermartete damals in Capstadt auf Schiffsgelegenheit. Da nun die Überlandreise von Capstadt nach der Walfischbai vier Monate dauert, während man zu Schiff in acht Tagen hingelangt, so mieteten sie zusammen einen Schooner für 100 Pfund Sterling und schifften sich mit Maulthieren, Wagen, Hunden ein. Sie kamen in der Walfischbai am 20. Aug. 1850 an. Bei dem Missionar in Scheypmannsdorf, Bam, einem aus Capstadt gebürtigen Hottentotten, dessen Haus mit Möbeln aus Capstadt wohl eingerichtet war, fanden sie ein freundliches Willkommen, in der Frau Pastorin eine gute Hausfrau, welche alle Arbeit versteht, kocht, segt, wäscht, der zahlreichen Kinder wartet. In Barmen fanden die Reisenden einen ebenso unerwarteten wie nützlichen Gehülfen in einem Holsteiner, Hans Lasen. Derselbe, ursprünglich ein Matrose, hatte seit sieben Jahren sein Schiff bei der Walfischbai verlassen, und sich dann im Dienste zweier Viehhändler, die ihm seine Löhnung in Vieh und Waaren entrichteten, so viel erworben, daß er nun unabhängig lebte, jagend, Vieh haltend, allerlei Geschäft für die Missionen treibend. Galton war ganz eingenommen von dem kräftigen, verständigen Wesen unsers Holsten und bestellte ihn als Oberdiener. Galton machte die Reise von Schmelen's Werwagting nach der Werft Rangoro's, Königs von Dwampoland, 462 Meilen, in 50, die Rückkehr in 48 Tagen. Bei Rangoro's Werft sah er sich darum zur Rückkehr genöthigt, weil ihm sein Vorrath an Glasperlen, seine einzige hier gültige Baarschaft, ausging. Am 13. Aug. trat er hierauf eine zweite Reise an nach dem Ngami, wobei er Eikhams zur Basis seiner Operationen machte. In Taunobis am Epukiro hielt er eine zeitlang an, da hier Jagdbeute, namentlich auch das riesige weiße Rhinoceros, reichlich war. Am 10. Oct. sah er sich indessen abermals zur Rückkehr genöthigt, indem wegen großer Dürre alle Brunnen bis zum Ngami trocken lagen. Aus dieser Reise geht jedoch hervor, daß man, wenn man die Ochsen in Eikhams wechselt, den Weg von der Walfischbai zum Ngami in 50 Tagen mit Ochsenwagen zurücklegen kann. Galton ging im Januar 1852 von der Walfischbai aus nach England zurück. Er führte diese Reisen aus mit meist untauglichen und treulosen Dienern, deren Sprache er unkundig, mit Vieh, das zum Reiten und Tragen nicht gehörig eingeübt worden, während große Unruhe im Lande und eine außerordentliche Dürre herrschte. Er erfreute sich dagegen tüchtiger Gefährten in Anderson und Lasen, und die Umsicht, mit der er sein Unternehmen durchführte, verdient alle Anerkennung. Anderson, der nach Galton's Abreise einen zweiten Versuch machen wollte, ging nach Capstadt, um sich von neuem auszurüsten. Es gelang ihm auch im Jahre 1853 den See zu erreichen und seine Umgebungen näher zu erforschen. Auch versorgte er den Tigue 150 Meilen aufwärts, wo er jedoch, offenbar weil dem Häuptlinge Letscholetebe das weitere Vordringen zu seinen Nachbarn nicht genehm war, sich durch das Betragen der Anwohner zur Rückkehr genöthigt sah.

Die hohen Ränder des Sambesebeckens, namentlich die so fruchtbaren wie gefundenen Theile, Dwampoland im Westen, das Limpopoquellland im Südosten, scheinen für die Anlegung europäischer Niederlassungen ganz geeignet. Während das weite Innere des Beckens zur Erzeugung der besten Früchte Afrikas, Amerikas und Europas geeignet ist und bereits eine zahlreiche intelligente Bevölkerung besitzt, bieten sich hier gleich an der Küste die geeignetsten Punkte dar, wo der Europäer ohne Gefahr für seine Gesundheit Fuß fassen könnte.

Die Becken des obern Baire und des Njassi.

Wenn der geographischen Wissenschaft über das Sambesebecken das erste Licht angebrochen, so liegt doch das Land im Norden desselben noch in völligem Halbdunkel. Zwei ganz parallel miteinander von Nordwesten nach Südosten ziehende Gebirgszüge theilen dieses nördliche Land in drei ziemlich gleiche Theile: das Bairebecken,

das Njassibecken und die östlichen Küstenflüssen. Wir betrachten hier nur die beiden Becken.

Bei Erhebung der erwähnten beiden parallelstreichenden Gebirgszüge scheinen sich auf eine eigenthümliche Weise an deren Westfüße tiefe Erdspalten gebildet zu haben, in welchen, oder vielmehr in deren daraus entstandenen Vertiefungen die Betten des obern Zaire und des Njassi hinziehen. Das Gebirge an der Osgrenze des Zairebeckens, das Impume, nimmt nach Süden allmählig an Höhe zu, bis es sich endlich mit dem großen Gebirgsknoten Lobale an der Nordspitze des Sambesebeckens vereinigt. Im Lobale entspringt die Lulua, der obere Zaire. Dieselbe fließt in dem erwähnten tiefen Thale längs des Westfußes des Gebirges nach Nordwesten, wobei sie auf der Ostseite 120 Bergflüsse aufnimmt, bis sich der parallellaufende Quango mit ihr verbindet, worauf sie nach Westen umbiegt und nun Zaire genannt wird. In Lobale entspringt ferner die Luapula, der Hauptfluß des Njassibeckens, welcher in der entgegengesetzten Richtung, nach Nordosten, zum See Njassi fließt. In Lobale entspringen also die drei Hauptflüsse des Sambese-, des Zaire- und des Njassibeckens, und dieser große Gebirgsknäuel ist gewissermaßen das Herz des ganzen Wassersystems dieses Theils von Südafrika.

Die Einwohner des obern Zairebeckens sind die Malua (Molua, Alua), beherrscht von dem Muropie (König), der in Muata-ja-Nvo ($5^{\circ} 50'$ südlicher Breite, $19^{\circ} 55'$ östlicher Länge, nördlich von der Zaireumbiegung) seinen Sitz hat. Die Malua sind stattliche Männer, die Arme und Beine mit Kupferringen, das Haar mit Papagaienfedern geschmückt tragen. Sie sollen in der Gesittung weit vorgeschritten sein. Ihre Hauptstadt soll eine beträchtliche Ausdehnung haben. Das Impumengebirge ist reich an Kupfer.

Am Fuße des das Njassibecken im Osten begrenzenden Gebirges, des Njesa oder Mnimadi, liegt, in gleicher Vertiefung mit der Lulua, der Njassisee, nach seiner im Verhältniß zur Länge unbeträchtlichen Breite einem abgestauten Flusse nicht unähnlich. Die Breite beträgt für die Boote der Eingeborenen drei Tagereisen, wobei die Nächte auf Werbern zugebracht werden; die Länge ist nicht genau bekannt, erstreckt sich aber jedenfalls über den 9° hinaus. Die Eingeborenen brauchen zur Reise vom nördlichen zum südlichen Ende des Sees den großen Zeitraum von zwei Monaten. Das Njesagebirge liegt 60 Tagereisen oder 370 Meilen vom Meere. Der See Njassi aber liegt sieben bis acht Tagereisen vom Gipfel des Gebirges und erhält, wie es scheint, keine Zuflüsse daher.

Die Südgrenze dieses Beckens bildet das Mutshinguegebirge, welches von Nordosten nach Südwesten streicht, voll Moräste, öde und unfruchtbar ist, kalte Nächte und heiße Tage hat. Nördlich vom Mutshingue wohnen in einem breiten, rauhen Thale die Mabisa (Mowisa), welche zu dem großen und begabten Volke der Nawaranga gehören, dessen Haupt- und Stammsitz in Mauana-Mauesi (Monomoesi) am Ostabfalle des Njesagebirges ist, während sie weiter südlich am untern Sambese das Königreich Monomotapa (Mwana-Motapa) gebildet haben. Sie werden bereits von den ältern portugiesischen Schriftstellern als ein wohlgefinntes und wohlgestittetes Volk beschrieben, und sind die besten Handelsleute dieser Gegenden. Durch sie werden die Producte des Innern: Sklaven, Kupfer, Elfenbein, Wachs und Ole, nach der Küste ausgeführt und europäische und asiatische Waaren eingeführt. Sie tragen alle anständige Kleidung. Die Mabisa haben sich in ihrem rauhen und öden Lande angesiedelt, weil es eine wichtige Handelsstation für den Transithandel zwischen den nördlichen und südlichen Zweigen ihres Volkes, dem Thale der Luagula und dem Njassisee, bildet, und sie erhoben sich durch ihre Betriebsamkeit zu solchem Wohlstande, daß man ihr ödes Land Tanga, Reichthum, sie selbst Uauue, die Reichen, zu nennen pflegt. Eine Reihe von Anhöhen und sumpfigen Niederungen trennt die Mabisa von der schönen Ebene der Luagula, welcher ausgedehnte Landsfrich bei einer Seehöhe von ungefähr 1500 Fuß eine höchst üppige tropische Vegetation und dichte Hochwaldung, wie Brasilien, besigt. Der Elefant und der Löwe erlangen hier eine erstaunliche

Größe. Diese schöne Ebene, 40 Tagereisen von Norden nach Süden und 20 Tagereisen von Westen nach Osten, bewohnt das große Volk der Arunda (Munda). Dieselben sind sehr schwarz, tragen als gewöhnliche Kleidung einen Unterrock, welcher bis an die Knie reicht und mit einem ledernen Gürtel befestigt wird. Darüber tragen sie als Staatskleid ein volles, vorn gefaltetes Oberhemde mit dreifarbigem Saume, welches ein würdevolles Ansehen verleiht. Da das Land so fruchtbar, Regen regelmäßig und reichlich, so haben die Arunda Überfluß an Manioc, welche Wurzel ihr Hauptnahrungsmittel ausmacht und bei jedem Mahle gespeist wird. Sie besitzen außerdem verschiedene Arten von Bananen, Yam und sonstige Früchte. Der Ackerbau ist den Weibern überlassen und auf der niedrigsten Stufe. Sie genießen selten Fleisch, treiben daher keine Viehzucht und besitzen nur wenige Ziegen und Geflügel. Dagegen versehen der See und die Flüsse die Arunda mit Überfluß an Fischen, die sie aber nicht zu salzen verstehen, obgleich die Fische, oft halb faul, einen ihrer wichtigsten Handelsartikel ausmachen. Der wichtigste Erwerbszweig für die Arunda ist der Handel, dem sie mit Vorliebe ergeben sind, sodas sie darüber Ackerbau und Viehzucht vernachlässigen. Da eine große westlich den Continent durchziehende Handelsstraße in ihrem Besitze ist, so befinden sie sich, wie schon angedeutet, für den Handel in einer vortheilhaften Lage. Lucenda, die Hauptstadt, liegt (9° 29' südlicher Breite und 29° 16' westlicher Länge) nördlich von der untern Luagula an einem großen Sumpfe, der Mauma genannt, welcher mit der Luagula in Verbindung steht — eine behufs sicherer Vertheidigung gewählte, freilich höchst ungesunde Lage. Hier ist der Sitz des regierenden Casembe.

Zu dem Reiche der Arunda gehört auch Lobala (Loval, Louyar). Obgleich nur aus rauhem Gebirge und weiten, für den unfundigen Reisenden gefährlichen Morästen bestehend, ist dieser Strich vielleicht einer der reichsten Theile der Besitzungen des Casembe. Die dortigen Einwohner bezahlen alle ihre Bedürfnisse mit Salz und Kupfer, den einzigen Erzeugnissen des Landes, wenn man das häufige Wild und die in Seen und Flüssen zahlreichen Fische ausnimmt. Bei lebhaftem und regelmäßigem Handel erfreuen sie sich eines altbegründeten Wohlstandes. Das hochgeschätzte Salz gewinnt man in der hohen und ausgebreiteten Salzmarsh von Luigila, indem die von der Asche der in der Marsh wachsenden Pflanzen erhaltene Lauge abgedampft wird. Die Bedeutung von Luigila hat sich auch dadurch geltend gemacht, daß von hier aus die Casembe das Land der Arunda eroberten. Lobala oder Luigila stand früher unter den Muropue (Fürsten) der Malua. Um das Jahr 1740 aber trug Ganga Abilonda, Statthalter dieses Bergwerks- und Salinenbezirks, seine Waffen nach Osten und eroberte das Land der Arunda. Die Folge der Eroberung aber war, daß Lobala dem neuen Reiche der Arunda einverleibt und das Ganze von den Muropue unabhängig gemacht wurde, obgleich die Casembe, d. h. eben Statthalter, eine gewisse Oberherrlichkeit der Muropue noch anerkennen. Der Casembe hat ein starkes stehendes, wohlgeübtes Heer.

Zwischen dem Niassisee und den Arunda sitzen noch die unabhängigen Völkerschaften der Musocuma und Anomba und im Süden derselben zu beiden Seiten des Sees die Njassa. Das Wenige, was man bisher über die Besitzungen des Muropue und Casembe erfahren hat, gründet sich auf die Expedition zweier Pombeiros oder eingeborenen Handelsreisenden, welche zu Anfange dieses Jahrhunderts von da Costa, Superintendentes von Casange in Angola (ein von den Portugiesen abhängiges Reich in Niederguinea), mit dem Auftrage abgesandt wurden, den Continent quer bis zur Sambesemündung zu durchziehen und mit dem Muropue und andern einheimischen Fürsten einen freundschaftlichen Verkehr anzuknüpfen. Die großen Schwierigkeiten des Unternehmens zeigten sich bald. Um die Besitzungen des einheimischen Häuptlings zu Casange zu vermeiden, welcher keine directen Verbindungen der Portugiesen mit dem Innern gestatten wollte, zogen sie längs des rechten Ufers der Quanza nach Südosten. In der Entfernung von acht Tagereisen von der portugiesischen Grenze wurden sie von einem kleinen Häuptlinge aufgehalten; sie drangen jedoch

weiter, und kamen am 22. Tage in das Gebiet von Songo, mit der Hauptstadt Seculo, im obern Quelllande der Quanza und des Quango, welche beiden Flüsse, parallel miteinander, sieben Tage voneinander, nordwestlich fließen. Hier wurden sie vom Bomba, einem Häuptlinge, zwei Jahre zurückgehalten, bis sie endlich da Costa auslöste. Von Songo an bog ihre Route wieder nach Norden um. Sie setzten über den Quango und vier andere Zuflüsse des Zaire, und gelangten neun Tagereisen vom Quango nach der Stadt Sabungi an der Südgrenze der Malua. Nach 34 Tagen (im Jahre 1805) kamen sie in Luburi an. Die Pombeiros brachten dem Murope schöne Geschenke, namentlich einen scharlachenen Rock mit vergoldeten Knöpfen, und machten einen guten Eindruck, weshalb der König seinerseits eine Gesandtschaft an den König von Portugal abfertigte, welche gleichfalls den Umweg über Songo zu machen hatte und Loanda 1808 erreichte. Die Pombeiros aber verließen die Hauptstadt der Malua im Mai 1806, zogen 37 Tagereisen nach Südosten bis nach Lobale, worauf sie nach Nordosten umbogen und Ende 1806 in Lucenda ankamen. Sie blieben hier vier Jahre, durch fortwährende Kriege an der Weiterreise nach Tete am untern Sambese verhindert, welchen Ort sie endlich im Februar 1811 doch erreichten. Sie wurden von den dortigen portugiesischen Autoritäten schlecht empfangen und mit unzulänglichen Mitteln nach Angola zurückgeschickt, wo sie im Jahre 1815 wieder eintrafen.

Die Strecke von Tete nach Lucenda war bereits früher von Don Francisco José de Lacerda e Almeida bereist worden, welcher sich bereits durch eine Reise in das Innere von Brasilien als ein guter Beobachter gezeigt hatte. Lacerda ging am 3. Juli 1798 mit großem Gefolge von Tete ab und kam am 2. Oct. 1799 in Lucenda, 560 geographische Meilen von Tete, an. Er wurde bei seiner Ankunft in Lucenda vom Fieber ergriffen und erlag bereits am 18. Oct. Durch eine neuere, im Jahre 1831, von Tete nach Lucenda veranstaltete Expedition wurden die Ergebnisse dieser Reisen im Ganzen bestätigt.

So wären wir denn auch von Süden aus an der Grenze des völlig unbekannten Binnenlandes angekommen. Nur ist uns noch in unmittelbarer Nähe des Äquators der Ostrand des Binnenlandes bekannt geworden, welcher allem Anschein nach ganz in der Erhabenheit auftritt, die man von dieser centralen Landschaft vermuthet hat.

An 200 Meilen von der Küste von Zanguebar erhebt sich, nachdem das Land, wie es scheint, von der Küste mittels des Zeita- und Buragebirges stufenmäßig aufgestiegen, das Hochgebirge von Dschagga mit den mit ewigem Schnee bedeckten Riesengebirgen des Kilima-Ndscharo und Kenia, entdeckt von den zu Nabe-Mapia bei Nombas an der Küste von Zanguebar stationirten deutschen Missionaren Rebmann und Krapf. Rebmann entdeckte den Kilima-Ndscharo am 10. Mai 1840 im Dorfe Kilima ($3^{\circ} 42'$ südlicher Breite, 53° Länge). In einer zweiten Reise im November 1848 drang er bis an die Grenzen des bewohnten Landes vor und fand die Kälte von der Art wie Novemberkälte in Deutschland. Der Kilima-Ndscharo erhebt sich auf einer Basis von 40 Quadratmeilen in zwei durch einen $2\frac{1}{2}$ Meilen langen Sattel verbundenen Kuppen, deren westliche höhere, gleich dem Ararat in Armenien, die Gestalt eines ungeheuern Domes hat und das ganze Jahr hindurch tief mit einer Schneedecke bekleidet ist, während der niedrigere östliche in einer pfeifenartigen Spitze ausläuft und nur einen Theil des Jahres Schnee trägt. Um in dieser Lage eine ewige Schneedecke zu erhalten, muß die Höhe des Berges jedenfalls zu 20000 Fuß ansteigen. Die am Kilima-Ndscharo gefundenen Agate und Corneline werden in ganz Afrika, namentlich in Sudan, wo man sie auf dem weiten Umwege über Fezzan häufig einführt, hochgeschätzt.

Der Kenia wurde von Dr. Krapf im November 1849 auf einer Reise nach Kitui, der Hauptstadt von Wakamba, im Osten des Dschagga, entdeckt. Der Berg hat ein majestätisches, einer Kathedrale nicht unähnliches Ansehen. Die riesige Felsmasse lagert nordwestlich gestreckt, mit scharfem, ewig schneebedecktem Grat, das wie

ein Dach gestaltet ist, aus welchem zwei hohe gleichartige Spitzen wie Thürme emporragen. Er liegt 20 Minuten vom Äquator, nordwestlich vom Kilima-Ndscharo.

Nebmann und Krapf haben außerdem in den Küstenlandschaften, in den Gebieten des Königs von Usambara und des Imams von Maskat, beträchtliche Untersuchungen angestellt. Ein Umstand von besonderm Interesse ist, daß sie von dieser überaus fruchtbaren, aber für Europäer so gefährlich erachteten Küste, trotz ihrer vielen angestrengten Reisen, während welcher sie mitunter längere Zeit im Freien zubrachten, ihre Gesundheit ungefährdet bewahrten — ein neuer Beweis, wie die Unzuträglichkeit tropischer Länder für Europäer weniger im Klima als in der gewöhnlichen Unfähigkeit liegt, sich einer entsprechenden Lebensart zu unterwerfen.

Bei Betrachtung der erhabenen Gebirgsformen, mit denen der Ostrand des afrikanischen Binnenlandes unter dem Äquator auftritt, kann man kaum umhin, dieselben mit dem großen Mondgebirge in Verbindung zu bringen, in welchem nach Angabe der Geographie des Claudius Ptolemäus von Alexandrien die ersten Quellen des Nil entspringen. Zwar kann man sich von den alten Geographen nur da leiten lassen, wo sie von neuern Reisenden Bestätigung erhalten, und es stellt sich insbesondere in der Geographie heraus, wie viel Mythologisches in die Wissenschaft der Alten eingeschmolzen ist. So mag sich denn auch das vielbesprochene Gebirge Sele-ne's als Mythos erweisen. Freilich, der große Alexandriner ist gerade in seiner Angabe, daß die Nilquellen unter dem Äquator, der Küste von Zanguebar gegenüber, liegen, ganz positiv; und ebenso finden sich die Mondgebirge als eine bestimmte Thatsache angegeben. Es fand auch damals viel Verkehr mit der anliegenden Ostküste statt. Desgleichen werden diese Angaben über das Mondgebirge und die dort liegenden Nilquellen bei den über jene Gegenden so wohlunterrichteten Arabern wiederholt und weiter ausgeführt, bei Masudi und Edrisi. Woher, kann man fragen, wissen wir, daß diese Angaben bloße Wiederholungen des Ptolemäus, und nicht auf eigener Kunde der Araber begründete Thatsachen sind? Andererseits aber ist die neuere Erkundung des obern oder Weißen Nil, des Bahr-el-Abiad, bis zu jenemfalls vom Äquator nicht sehr entfernten Breiten vorgerückt. Der Weiße Nil, zuerst von Maillet in dessen „Description de l'Egypte“ (1755) erwähnt, wurde dann 1827 von Linant bis Kordofan explorirt. Doch beginnt unsere Kenntniß des obern Laufes erst mit dem Vorrücken der ägyptischen Macht in jenen Gegenden. Im Jahre 1839 entsandte Mehemmed-Ali eine Untersuchungs-expedition unter Selim Bimbashi, welche bis zu den Elliab, 6° 35' nördlicher Breite, kam, und im Jahre 1841 eine zweite Expedition, welcher d'Arnaud und Berne beigegeben waren, und die bis zum Werder Tschanker (Chanker) unter 4° 42' vordrang, wo sie von einer quer durch den Fluß sitzenden Felsenbarre aufgehalten wurde. Die letztere Expedition ist seitdem die Hauptquelle zur Kenntniß des Bahr-el-Abiad. Doch haben seitdem dort anwesende Missionare und genuiner Kaufleute den Fluß noch weiter aufwärts verfolgt, nämlich zehn Tagereisen südöstlich bis zum Dorfe Loka, eine Tagereise von Robenga, der Hauptstadt der Kuenda, welche nicht Neger sind, wo der Nil in zwei Strömen von dem Gebirge von Komberat herabkommt. Aus Allem ergibt sich mit großer Wahrscheinlichkeit, daß die Nilquellen — und vom Niger (Binue oder Tschadda) dürfte Dasselbe gelten — in der Nähe des Äquators in einem hohen Gebirgslande entspringen. Indessen sind alle bisher darüber erhaltenen Nachrichten noch im Ganzen kärglich und selbst mannichfach in Widerspruch miteinander, sodaß sie gar sehr der Berichtigung bedürfen. Es ist hiermit wie mit Afrika überhaupt: Erst nach vielen Jahren werden wir durch vollständige und wahrhaft wissenschaftliche Karten Aufschluß erhalten.

Während auf diese Weise jene Gegenden noch vor unsern Blicken in unbestimmter Nebelform hin- und herschwanken, wird plötzlich von einer andern Seite her ein ganz neues Licht darüber geworfen, in welchem sich buchstäblich ein sehr beträchtlicher Theil dieser Region — in Wasser auflöst. Nach Briefen des erwähnten Missionars Nebmann aus Mombas vom 20. und 30. April 1855 soll sich nämlich von ½° nördlicher Breite bis 13½° südlicher Breite ein Binnenmeer, doppelt so

umfänglich wie die Ostsee, Ufersee oder das Binnenmeer von Uniamesi genannt, erstrecken. Denselben Nachrichten zufolge ragt im südlichen Theile zu sehr beträchtlicher Höhe die Berginsel Kavogo empor, und der südöstliche schmale Ausläufer ist der bereits bekannte Njassa oder Njassi.

Diese Angaben stützen sich nun freilich nicht auf eigene Anschauung der Missionare, sondern auf Angaben der Eingeborenen, bedürfen also noch sehr der Bestätigung. Erhalten wir diese, so werden sich damit auch wol die fast einstimmigen Angaben der Alten und der Araber über einen großen Binnensee, die dadurch vermittelte Einheit des Nil, des Niger und des Zaire, welche danach alle nur Abflüsse dieses Sees sein würden, und über ein hohes Gebirge unter dem Äquator (das Mondgebirge), welches den See speist und umdämmt, bewahrheiten. Die Einheit des Niger und Nil wird fast von allen Alten, auch schon von Herodot behauptet. Ebenso die Araber. „Der See Kuru“, sagt Abulfeda, „ist 1000 Meilen lang, der Nil von Ghanah (d. i. der Niger, die Kowara) und der Nil von Agypten entspringen aus demselben.“ Ibu-Batutah sagt: „Von Mali (dem großen Mandengo oder „Mandingo“, Königreiche im Süden der Kowara) fließt der Fluß hinab nach Yusi (Nusi) und von da nach Rubien“ — eine Angabe, die sich natürlich im Wesentlichen bestätigen würde, fände sich wirklich, daß der Vinue und der Weiße Nil aus einem See entsprängen. Ferner erwähnt dieser Umstände der Spanier Hernandez da Enciso in der „Summa de geographia“ (1518) in folgender Weise: „Die Leute von Manicongo (Congo) sagen, daß ihr Fluß (der Zaire) seine Quelle in dem Mondgebirge von einem großen See habe, und daß aus demselben See ein anderer großer Fluß, welcher nach entgegengesetzter Richtung ziehe, entspringe, und daß dieser Fluß der Nil sei.“ Der portugiesische Geschichtschreiber de Barros aber sagt: „Der große See, von welchem Berichte sowohl in Congo wie in Sofalah sprechen, ist 100 Leagues lang und entsendet drei Flüsse, den Taeng, den Zaire und den Zambire.“ Der Taeng, setzt er hinzu, sei der Nil des Ptolemäus. Lopez, der Congo bereiste, erklärt: „Im ganzen Lande ist nur ein See, welcher an den Grenzen von Angola und Monomotapa liegt.“

Deutsche Literatur, Wissenschaft und Kunst im Auslande. *)

Einleitendes.

Der Deutsche, so selbstbewußt und anspruchsvoll er auch nicht selten als Individuum daheim auftritt, hat sich doch im allgemeinen Völkerverkehr daran gewöhnt, sehr bescheiden zu sein und ziemlich gering von sich zu denken. Er scheint nur zu wissen, daß er das schwierige Problem gelöst hat, als ein großes Volk in politischer Hinsicht doch nur eine untergeordnete, fast misachtete Rolle zu spielen, aber er scheint nicht zu wissen, daß er auch das nicht minder schwierige Problem gelöst hat, trotz dieser untergeordneten politischen Rolle alle bildungsfähigen Völker allmählig in den

*) Der Unterzeichnete, als Verfasser dieses Aufsatzes, darf wol kaum erst die Bemerkung vorausschicken, wie es keineswegs in seiner Absicht gelegen, das auf den Gegenstand bezügliche bibliographische Material seinem ganzen Umfange nach darzulegen. Abgesehen davon, daß die Aufzählung und bibliographische Feststellung aller Übertragungen deutscher Werke in fremde Sprachen ein ziemlich problematisches Unternehmen sein würde, konnte es hier, in den Grenzen einer Abhandlung, in der Hauptfache doch nur darauf ankommen, die Strömungen des deutschen Geistes in den fremden Nationalitäten aufzuzeigen und durch näherliegende und ausgewählte Thatfachen zu charakterisiren. Bei dem Mangel allgemeiner und systematischer Vorarbeiten war schon für diesen begrenzten Zweck die Herbeiziehung zahlreicher und verschiedenartiger literarischer Hülfsmittel erforderlich.

Hermann Marggraff.